

Geld und Talent.



Geld und Talent.

Ein Roman

von

Louise Ernesti.

Zweite Auflage.

Erster Theil.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Erstes Kapitel.

Matt und trübe fielen die letzten Strahlen der scheidenden Novembersonne durch den weißlichen, bereits aufsteigenden Abendnebel in die hohe gewölbte Halle des Schlosses Scharfenstein. Sie warfen einen schwachen Lichtreflex auf einzelne der dunkeln Ahnenbilder, die an den Wänden der Halle hingen und umleuchteten das schöne Antlitz einer Statue, welche inmitten des Gemaches auf einem Postamente stand. An dieser Statue, die eine Vestalin darstellte, würde der Blick eines Künstlers wohl manches Tadelnswerthe entdeckt, das geübte Auge eines Kunstkenners manchen Fehler bemerkt haben. Beide würden indeß wenn sie gehört, daß es die Arbeit eines Dilettanten sei, zugestanden

haben, daß aus Anlage und Durchführung des Ganzen ein nicht unbedeutendes Talent hervorleuchte.

Vor dieser Statue befand sich aber weder ein Künstler, noch ein Sachverständiger. Nur das Auge eines Kindes hing mit Staunen und Bewunderung an dem ihm so leicht und weich erscheinenden Faltenwurf des Schleiers und Gewandes, der graciösen und natürlichen Haltung und Stellung der schlanken, jugendlichen Gestalt. Es wandte aber immer von Neuem den Blick empor zu den feinen, edlen Linien des Gesichts, dessen Ausdruck von Reinheit und Unschuld jeden Beschauer der Statue anziehen und fesseln mußte.

Dieses die Vestalin so prüfend und aufmerksam betrachtende Kind, ein Mädchen von neun Jahren, war der einzige und allem Anschein nach letzte Sproß eines der ältesten und edelsten Grafengeschlechter im Königreich ***. Der Stammbaum des gräflich Lingenschen Geschlechts erstreckte sich bis ins 12. Jahrhundert, wo der Urahn der Familie sich dem Kreuzzuge angereiht, welcher von Friedrich Barbarossa unternommen worden. Im 16. Jahrhundert war das jetzige Schloß Scharfenstein — zu damaliger Zeit ein kleines Castell — in Besitz der Familie Lingen gekommen, hatte sich in ihr erhalten und wurde späterhin bei Bildung

der Majorate mit Concession der Landesregierung zum Fideicommiß gemacht, das nur in männlicher Linie forterbte.

Im Jahre 1830 wurde Scharfenstein von dem letzten Grafen Lingen bewohnt, der dort mit seiner einzigen Tochter lebte.

Der Gründer dieses Fideicommiß, ein Graf Konrad von Lingen, hatte Scharfenstein bedeutend erweitert und vergrößert, dem alten Castell wenig von seiner frühern Gestalt gelassen, an seiner Stelle ein schönes Schloß erbaut, Park und Gärten angelegt und weite Strecken umliegender Ländereien dazu gekauft. Die einstmalige Halle des Castells, die bereits viele der alten Ahnen des Hauses Lingen schmückten, wurde von ihm noch mehr mit Familienportraits angefüllt. Er schien beim Anordnen dieser Galerie, in welche er alle Verwandte aufnahm, welche sich im Laufe vergangener Jahrhunderte mit der Lingen'schen Familie verbunden hatten und die auf den andern Gütern, die noch in seinem Besitz waren, zerstreut hingen, — zu vergessen, daß laut Prophezeihung das Haus Lingen aussterben würde, wenn die Halle mit Ahnenbildern angefüllt sei und ihre Kuppelwölbung mit Wappen überdeckt wäre.

Als im Jahre 1769 der jetzige Besitzer von

Scharfenstein, Curt von Lingen das Licht der Welt erblickte, betrat sein Vater die Halle und immer düsterer wurde sein Auge, als er nirgends in dem weiten Raume einen freien Platz entdeckte, wo das Bild seines Sohnes und die Portraits von den Nachkommen desselben hingehangen werden könnten! — Die Halle war gefüllt, — die Kuppelwölbung, deren Mittelpunkt das mächtige Wappenschild des Hauses Lingen bildete, und das sich in weitester Dimension ausdehnte, war mit Wappen aller verwandten Familien überdeckt und zeigte nicht den kleinsten leeren Punkt, an dem sich das Wappen derjenigen hätte anbringen lassen, die sein Sohn einst zur Gattin erwählen würde.

Der Vater verließ mißmuthig die Halle seiner Ahnen, wurde von Tag zu Tag finsterer, menschenfeindlicher und starb nach wenigen Jahren. Die Mutter Curt's beendete ihre Lebenslaufbahn, als er das 21. Jahr vollendet und auf ihren Wunsch für majorenn erklärt worden war.

Dem jungen Grafen fiel es zu jener Zeit nicht ein, in die Halle zu gehen, die seit seiner Geburt verschlossen gewesen, sondern er lachte heiter über die ihm zu Ohren kommende Prophezeihung und sagte nur zu seinem ehemaligen Spielkameraden Hubert, dem Sohne des alten Schloßkastellans

Ardau: „Ich werde dort schon Platz finden und bin ich erst verlobt, halte ich da meinen Einzug wenn ich auch meinen Urahn, den alten Kreuzritter von seinem bisherigen Standpunkte verdrängen sollte!“

Der alte Kastellan bekreuzigte sich, als sein Sohn ihm die Worte ihres Herrn wiedererzählte, und rief ängstlich: „Hubert, Hubert, leide es nie, wenn ich dann nicht mehr leben sollte und Du meine Stelle einnimmst! In der Halle darf nichts verändert werden, denn das Unglück heftet sich an die Fersen desjenigen, der das Gebot übertritt, und Johann von Lingen, der Urahn der Familie, verläßt dann laut Sage seinen Platz und schreitet, Verderben über den Nachkommen ausstreuend, welcher es wagt, Jemand zu verdrängen, durch die Halle und findet erst wieder Ruhe im Grabe, wenn der letzte Zweig des Stammes Lingen gestorben ist.“

Hubert Ardau dachte drei Jahre nach dem Tode seines Vaters an diese Worte, als Curt von Lingen als Bräutigam von seiner langen Reise heimkehrend, die er in Begleitung des Erbprinzen von B** gemacht, die Räume seines Schlosses durcheilte und die Halle betrat, die 24 Jahre nicht geöffnet worden.

Lingen riß mit kräftiger Hand die anfangs wi-

derstrebenden Flügel der hohen Bogenfenster auf; und als die warme Sommerluft in den kalten Raum eindrang, schaute er sich mit festem Blick in der Halle um. Sein Auge überflog die sich in langen Reihen eng aneinander schließenden Bilder, wandte sich zur Kuppelwölbung, die in den verschiedensten Farben schimmerte und die seltsamsten Formen und Figuren der Heraldik zeigte.

Plötzlich überflog ein tiefes Roth sein gebräuntes Antlitz und freudig rief er: „Sieh dort, Hubert, in jenem Wappenschilde den unter einem Baume ruhenden Löwen! — Das ist ja das Wappen meiner Braut. Sie bedarf also hier keines Platzes mehr, und eine jener schönen hochedeln Damen muß dem Hause Wangenheim entstammen, ein Graf Lingen sich in früheren Jahrhunderten mit ihr verbunden haben.“ -

„Aber das Bild, das Bild!“ murmelte der Kastellan.

„Warte nur Hubert und sei nicht so rasch. Dein Blut muß doch schon etwas ruhiger fließen, da Du fast 6 Jahre älter bist als ich.

Graf Lingen schaute abermals gedankenvoll die Wände entlang. Sinnend blieb sein Blick an dem mächtigen Kamine haften, dessen Wand ein kostbarer, aus vielen Stücken künstlich zusammenge-

fügter, hoher venezianischer Spiegel zierte, den in breiter Einfassung ein Rahmen von geschliffenen Stahlarabesken umgab, die an zierlichen Verschlingungen fast noch die übertrafen, welche sich pfeilerartig zu beiden Seiten des Kamins hinzogen und sich bis zu dem Marmorrelief emporschlangen, das die Spitze der Kaminwand bildete und eine Scene aus dem dritten Kreuzzuge vorstellte, bei dem der Urahn der Lingen'schen Familie sein Leben verloren.

Nach flüchtiger Betrachtung der Kaminwand sagte Lingen: „Ich begreife meinen Vater nicht, daß er sich hat so ängstigen können! Hier ist ja Platz, denn jener alte Spiegel gehört doch wahrlich nicht zu unsern Ahnen und kann unbeschadet entfernt werden.“

„Er ist aber doch Zeuge des Reichthums von Euer Gnaden Vorfahren und von Einem jener Herren hier aufgehängt worden.“

„Daß die Grafen Lingen reich sind, guter Hubert, beweisen wir der Welt jetzt durch andere Sachen, als alte venezianische Spiegel, und wenn Einer meiner Vorfahren ihn hier aufgehängt hat, steht mir als Nachkommen das Recht zu, ihn abzunehmen. Also fort damit und an seine Stelle die Bilder von mir und meiner Braut.“

„Euer Gnaden wollen wirklich die kostbare Zierde aus der Halle entfernen?"

„Kostbare Zierde? — Ha ha! Hubert sieh ihn an. Die Spiegelflächen sind gerade so dunkel und trübe wie die Quellen, aus denen die alten mystischen Prophezeihungen fließen, welche den Untergang unserer Familie betreffen. Uebrigens kann er auch hier stehen bleiben und er wird irgendwo gegen das hohe Panel gelehnt.

Der Kastellan Ardau, der durch seine Vorfahren, die alle im Dienste der Familie Lingen gewesen, die sich an die Ahnenhalle knüpfenden Sagen kannte und sich vorzüglich in dem Augenblicke der Worte seines Vaters erinnerte, erbebte bei den Absichten seines Gebieters und zauderte dessen Befehl zu erfüllen, der dahin lautete, Leute herbeizurufen, die den Spiegel abnähmen. Er flog aber förmlich aus dem Gemache, als Graf Lingen ihm in der nächsten Minute, mit vor Zorn leuchtendem Auge, die Worte zudonnerte: „Bist Du taub oder willst Du nicht gehorchen, Ardau?"

Ardau, sowie alle Bewohner Scharfenstein's kannten den Grafen von Kindheit auf. Sie wußten Alle, daß er den wildesten, unbändigsten Sinn, das starrste unbeugsamste Gemüth von der Welt besaß als Knabe schon Jedem ohne Unterschied des Alters

ins Gesicht geschlagen hatte, der es gewagt, seinen Befehlen entgegen zu handeln, und auch jetzt noch vom entsetzlichsten Jähzorn befallen wurde, wenn seinem Worte nicht sofort, ohne Bedenken, die verlangte That folgte.

Scheu betraten die ankommenden Diener die Halle und ängstlich blickten sie auf die Bilder der alten Ritter, als sie des Grafen Befehl hörten.

Lingen sah diese Angst und Scheu seiner Untergebenen. Er sprach lachend zu seinen Dienern: „Wartet einen Moment!“ wandte sich dann gegen seinen Jäger um, der harrend in einiger Entfernung stand, indem er ihm zurief: „Geh, lauf Franz, in mein Zimmer! Hole eine meiner Pistolen, damit ich das Gespenst des Kreuzritters niederschießen kann, wenn es Deinen Kameraden entgegentritt, die den alten Venezianer von seinem Throne reißen sollen.“

Fünf Minuten später hielt Curt von Lingen — der trefflichste Schütze auf Meilenweit in der Runde — seine verlangte Waffe in der Hand, und jeder seiner Diener fürchtete ihn nun mehr als das Gespenst, dessen er Erwähnung gethan.

Als der Spiegel abgenommen, die Wand von zahlreichen Spinnen und ihren schwarzen Geweben gereinigt worden, die Portraits des Grafen und

seiner Braut unter dem Marmorrelief Platz gefunden hatten und sich noch ein gleich großer freier Raum an dem Kamine zeigte, wie ihn die Bilder einnahmen, da flog ein stolzes, selbstzufriedenes Lächeln über das Antlitz Lingens. Sein sonst nur von einem Feuer wilder, unheimlicher Leidenschaften leuchtendes Auge strahlte von Glück, als er den Kastellan fragte:

„Nun Hubert, was sagst Du zu dem Platze, den ich mir errungen?“

„Ich bewundere Euerer Gnaden an Erfindung reichen Geist und zugleich den Muth, den alten Familiensagen Trotz zu bieten.“

„Von letzterem albernen Gewäsch schweige! Errathe statt dessen lieber, für wen die freie Stelle bestimmt ist.“

„Nun natürlich für Euer Gnaden' Sohn.“

„Sohn! — Nein, mein Hubert, Söhne! — Ich will nicht, wie mein Vater, einen Sohn, ein Angstkind haben; sondern mehrere Söhne, um nicht von der steten Furcht gepeinigt zu werden, mein Geschlecht aussterben zu sehen. Sie können zwar nicht in Lebensgröße gemalt werden und meine Nachkommen müssen haushälterischer mit dem Platze umgehen als meine Vorfahren es gethan haben; doch was thuts, denn kleine Bilder sind ja auch

Bilder und wenn daher ihre Portraits nur überhaupt hier in der Halle sind."

Des Grafen und des Kastellan's Auge hingen an der leeren weißen Fläche der Kaminwand und Beider Gedanken schweiften in die ferne Zukunft.

Plötzlich zeigte sich ihnen eine dicke schwarze Kreuzspinne, welche langsam über den freien Platz dahinkroch.

Der Graf hatte eine wahre Aversion vor Spinnen. Er wandte sich voll Schauder und Entsetzen ab.

Der Kastellan, eine abergläubische Natur, rief sich bekreuzigend: „O weh! o weh! Das bedeutet Unglück!"

„Tod und Teufel!" schrie der Graf wild, „das fehlte noch, daß eine Spinne hier den Unglücksraben spielt. Ist's wahr oder nicht, daß sie Unglück bedeutet, mit dem Leben büßt sie es, mich erschreckt zu haben."

Er erhob die Waffe, zielte nach dem schwarzen Punkte, wie auf das Centrum einer Scheibe und feuerte sein Pistol auf das Thierchen ab, das wahrscheinlich seine verschwundenen, ermordeten Nachkommen suchte.

Die Kugel prallte von der Wand ab und flog ge-

gen das dem Kamine gegenüberhängende Bild. Es war das Portrait des Urahns und Kreuzritters.

Im Leben tödtete ihn ein Lanzenstich, der sein Herz getroffen. Nach mehreren Jahrhunderten traf nun dieselbe Stelle an seinem Portrait, die in blinder Leidenschaft abgefeuerte Kugel seines letzten Nachkommen. Sie riß das Bild zugleich von der Wand herunter, in welche sie sich einbohrte, und es stürzte auf die bisherige kostbare Zierde des Ahnensaales, den schönen venezianischen Spiegel, welchen man gegen das kunstvoll geschnitzte Panel gelehnt hatte, das sich an dem untern Raume der Hallenwände herzog.

Mit einem unwillkürlichen Gefühle des Schauders vernahm Graf Lingen den klirrenden Ton der zerspringenden Spiegelflächen, voller Entsetzen hörte ihn der Kastellan Ardau.

Die Spinne, die Ursache des ganzen angerichteten Unheils, welche nicht getroffen und getödtet worden, lief während dieser Zeit eilig an dem Kamine in die Höhe. Graf Lingen sah sie und schleuderte ihr wüthend die Waffe nach; doch sie entrann glücklich auch dieser Todesgefahr. Nach wenigen Minuten zeigte sie sich munter und wohlbehalten auf dem schimmernd weißen Atlasgewande der Braut

des Grafen, verschwand aber dann bald hinter dem breiten Goldrahmen des Portraits.

Gedankenvoll schaute Curt von Lingen eine Zeitlang vor sich nieder und der Kastellan betrachtete ihn fast mitleidig, da er sah, daß Angst und Reue ihn quälten. Diese Stimmung war jedoch nie anhaltend bei dem Grafen, denn der Furcht hatte er sich von Kindheit auf, wenn sie ihn einmal befallen, bald zu entschlagen gewußt und Anwandlungen von Reue stets schnell mit dem Gedanken beschwichtigt: „Durch Geld läßt sich Alles wieder gut machen und reich bin ich ja."

Auch jetzt richtete sich der Graf rasch mit kühner, entschiedener Bewegung in die Höhe, heftete sein Auge drohend auf den Kastellan und sagte ruhig: „Hubert, verräthst Du mit einem Worte, was hier geschehen, so verlierst Du Dein Amt, Deine —

„Ersparen Sie sich doch die Drohungen Herr Graf!" rief der Kastellan seinem Gebieter unwillig ins Wort fallend, und weicher setzte er hinzu: „Euer Gnaden müßten doch wissen, daß Sie sich auf mich verlassen können."

„Du hast Recht, Hubert! Ich weiß, Du liebst mich, trotz — — trotz meiner vielen Fehler! — Dir gestehe ich, daß ich sie habe, ja Dir sage —

ich sogar, daß ich mich oft über meine Wildheit ärgere — und doch kann ich nicht sanft sein. Tritt mir Etwas in den Weg, so muß ich, was mir nicht behagt, bei Seite schleudern können und fliegt es mir nicht aus den Augen, möchte ich toll vor Wuth über den Widerstand werden."

„Es läßt sich doch aber nicht Alles im Sturm beseitigen und Euer Gnaden müßten Geduld haben!" mahnte der Kastellan.

„Sprich mir nicht von Geduld, Hubert! Wer wie ich Geld hat, braucht keine Geduld zu besitzen, und so sage ich Dir denn auch, daß in Zeit von vierzehn Tagen mein Urahn restaurirt und der Spiegel wieder im Stande sein muß! Reise mit Bild und Spiegel in die Residenz, thue was Du willst, gebrauche ein- ja zweitausend Thaler, meinetwegen auch das Doppelte und Dreifache, nur schaffe mir Beides zur bestimmten Frist, wo ich nämlich meine Braut als Gattin nach Scharfenstein führe. Du weißt, im Forsthaus zu Auenberg kennt man all' die dummen Sagen aus Scharfenstein und ich will nicht, daß meine junge Frau erschrickt, wenn sie den Ahnensaal betritt."

Die Wünsche des Grafen waren an seinem Hochzeitstage erfüllt. Hubert stieg von der Zeit

an sehr in seiner Gunst und wurde bald auch in andern Dingen der Vertraute seines Herrn.

Im Bezug zum Ahnensaale blieb der jungen Gräfin Lingen der Schreck erspart; doch in andern Dingen schützte ihr Gemahl sie nicht so sorgsam, denn bald kehrte er die rauhe Seite seines Wesens ihr zu, behandelte sie unfreundlich, schlecht und überhäufte sie täglich mit den bittersten und furchtbarsten Vorwürfen, ihm keinen Erben seines Namens und Vermögens zu schenken.

Mit engelgleicher Geduld ertrug Gräfin Lingen die Härten und Ungerechtigkeiten, die Vorwürfe und Beschuldigungen ihres Gatten und verhehlte so lange ihr trauriges, unglückliches Loos vor ihrem lebhaften, ebenfalls jähzornigen Bruder, bis ihr Mann diesen eines Tages selbst in das Vertrauen zog, ihm ihre Ehe schilderte und den Wunsch aussprach, seine Schwester mit sich zu nehmen, da er sich von ihr trennen wolle.

Gebrochenen Herzens und gebeugten Geistes verließ Gräfin Lingen nach acht Jahren Schloß Scharfenstein, wo sie nur wenige kurze, glückliche Monate verlebt. Sie kehrte in ihr väterliches Haus zurück, in welchem damals ihr Bruder wohnte, der die Stelle ihres Vaters — eines Oberforstmeisters — erhalten hatte und lebte dort ganz der Erziehung

ihrer jüngsten Schwester Ludmilla, die zu der Zeit dreizehn Jahre zählte.

Graf Lingen folgte kurze Zeit, nachdem seine Frau ihn verlassen, einer Aufforderung des Fürsten B**, mit dem er, als dieser noch Erbprinz war, sehr befreundet gewesen, nahm die ihm angebotene Stelle eines Kammerherrn an und betheiligte sich zu gleicher Zeit an den Regierungsgeschäften des Landes, bei denen der junge Fürst ihn zu Rathe zog. Nach ungefähr vier Jahren gab Lingen seine Stellung bei Hofe auf, kehrte auf sein Gut zurück, und bald darauf reiste er zu seiner Frau nach Auenburg, von der er noch nicht geschieden war und mit der sein Schwager ihn von Neuem zu versöhnen und zu vereinen hoffte.

Lingen sah an der Seite seiner durch Herzenskummer rasch verblühten Gemahlin deren schöne siebzehnjährige Schwester Ludmilla; und anstatt, wie seine Frau und Schwager gehofft, er komme, um seine Gattin nach Scharfenstein abzuholen, flehte er Beide an, jetzt endlich in die bereits vor vier Jahren von ihm vorgeschlagene Scheidung einzuwilligen und ihm dann Ludmilla zur Frau zu geben.

Voller Entsetzen vernahmen die Geschwister seinen Antrag und nach mehreren heftigen Scenen verließ Lingen Auenburg.

Binnen Jahresfrist war er von seiner Frau geschieden. Er reiste heimlich nach Auenburg und seine Absicht, Ludmilla ohne Zeugen zu sprechen, gelang. Er gestand ihr seine glühende Liebe, bat, flehte um ihre Hand; doch sie wies ihn mit Kälte und Abscheu zurück.

Lingens Leidenschaft für Ludmilla war zu heftig, um sie zu unterdrücken. Er hoffte viel vom Einfluß der Zeit auf ihr Herz, das Meiste aber, wenn das Haupthinderniß — seine Frau, die sehr kränkelte — beseitigt sei. Zwei Jahre lang umschlich er das romantisch gelegene Forsthaus von Auenburg wie ein böser Geist und Ludmilla wagte kaum, die einsamen Stellen des Waldes zu betreten, da Graf Lingen mit seinen Liebesversicherungen und Bitten ihr überall entgegentrat und immer von Neuem ihr Herz bestürmte.

Der Tod befreiete endlich Graf Lingen von dem, was er die letzte Fessel nannte, und von dem, was er allein als Hinderniß zwischen Ludmilla und sich stehend glaubte, — seine Frau starb, nachdem er drei Jahre von ihr geschieden.

In der Trauerzeit hielt er sich fern von Auenburg; doch kaum waren zwölf Monde vergangen, so näherte ersi ch abermals Ludmillen.

Es fand eine Scene voller Kampf, Leidenschaft

und Erbitterung zwischen ihnen statt und sie endete damit, daß Ludmilla's Bruder und dessen Frau ihm für die Zukunft den Eintritt in ihr Haus verboten.

Lingen warb an demselben Tage, wo er wiederum abgewiesen worden, um die Hand eines Fräuleins von Hohenthal, einer Freundin Ludmilla's. Auch da erhielt er einen Korb und die Erbitterung, welche er bereits gegen diesen Zweig der Hohenthal'schen Familie hegte, die beim Aussterben seines Stammes Erben von Scharfenstein wurden, steigerte sich zu glühendem Haß.

Er wählte nun eine Gräfin Passenberg zu seiner Gemahlin, deren Familie mit den Hohenthal's, trotz naher Verwandtschaft, seit langer Zeit wegen Geld- und Erbschaftsangelegenheiten arg verfeindet war und hatte bei dieser Partie, die er aus Ueberlegung und Rache schloß, wenigstens den Triumph, die Hohenthal's zu kränken. Er gab sich der festen Hoffnung hin, ihnen unberechenbaren Schaden zuzufügen, indem er sicher auf Erben zählte, die Jenen Alles entreißen würden, auf was sie bereits spekulirt hatten, wie er wähnte.

Comteß Passenberg beglückte ihren Mann nicht. Sie besaß einen boshaften kleinlichen Charakter, quälte Lingen mit heftiger Eifersucht, wenn er nur

eine Andere als sie anblickte. Der Frieden, der während der ersten Ehe des Grafen wenigstens von einer Seite geherrscht, war in der zweiten niemals vorhanden und leidenschaftliche Scenen tägliche Gäste in Scharfenstein.

Graf Lingen fühlte sich unbefriedigter und unglücklicher als je in seinem Leben. Er fand nur zeitweise Trost in den angenehmen, freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hofe von B** und im Umgange mit dem Fürsten, der ihm dauernd seine Gunst bewahrte.

Drei Knaben, denen seine Frau binnen Zeitraum von 8 Jahren das Leben gab, starben, nachdem sie kaum das Licht der Welt erblickt und dem überglücklichen Vater einen lauten Freudenruf entrissen hatten. Bei der Geburt des dritten Kindes starb auch seine Frau.

Im neunundvierzigsten Jahre war Lingen abermals Wittwer. Sein Gönner und Freund, der Fürst von B** der selbst ein glückliches Familienleben führte, berief ihn zu sich und verheirathete ihn nach wenigen Monaten mit einer jungen schönen Hofdame seiner Gemahlin. Es war ein sanftes schüchternes Wesen und Jedermann meinte, sie besitze die Natur einer Griseldis. Das wilde ungestüme Benehmen ihres Mannes versetzte sie jedesmal in Todesangst, und

scheu entfernte sie sich von ihm, wenn er bei böser Laune war, da sie ihn nur gefürchtet und nie geliebt hatte.

Nach zweijähriger Ehe gab sie einem Kinde das Leben. Es war ein Mädchen. — — Die Wuth des Grafen, über den Fehlschlag seiner Hoffnungen, kannte keine Grenzen. Er überhäufte die junge Mutter mit den bittersten Vorwürfen, brach in laute Klagen aus und verfluchte diese Tochter.

Das Kind starb nach wenigen Monaten.

Ein Jahr später brachte man dem Grafen abermals die Kunde, daß er Vater eines Mädchens sei.

Er schwieg als er es hörte, seine Frau aber regten die Worte: „Ein Mädchen!" so auf, daß sie Zeichen von Geistesverwirrung gab. Nach mehreren Wochen hatte ihr Zustand solche schreckliche Wendung genommen, daß sie in ein Irrenhaus gebracht werden mußte.

Graf Lingen verließ an demselben Tage, wo seine Frau von Scharfenstein entfernt wurde, sein Gut. Er begab sich nach Paris. Sein Kind hatte er nicht gesehen und es war der Obhut der Kastellanin Ardau übergeben.

Später schrieb Graf Lingen, daß seine Tochter im Schlosse wohnen und man für sie eine Bonne und Erzieherin annehmen solle.

Das kleine Mädchen, dem man den Lingenschen

Familiennamen „Linda" gegeben, wuchs in der tiefen Einsamkeit Scharfensteins, nur von den Augen Fremder bewacht empor. Fragte sie nach ihrer Mutter, so antwortete man ihr scheu und verlegen, sie sei verreist, und forschte sie nach ihrem Vater, so sagte man ihr: „Ach der ist weit entfernt." Erkundigte sie sich, wann Beide heimkehren würden, zuckte Jedes mit den Achseln und der Refrain ihrer Forschungen lautete: „Du bist ein armes unglückliches Kind."

Als Linda sieben Jahre alt war, zog man ihr eines Tages schwarze Kleider an und sagte: „Deine Mutter ist gestorben." Sie wurde traurig und fing an zu weinen; doch erstaunt trocknete sie ihre Thränen, als man ihr zurief: „Kind danke Gott, daß sie todt ist, denn die Unglückliche führte ein furchtbares Leben."

Ungefähr sechs Monate später kam ihr Vater nach Scharfenstein. Sie freute sich, als sie diese Nachricht hörte und wollte ihm entgegeneilen. Ihre Bonne hielt sie voll Entsetzen zurück, indem sie ausrief: „Er will Dich nicht sehen!" und ihre Gouvernante sprach verweisend: „Kinder müssen warten bis sie gerufen werden."

Linda, die schon von Natur sehr zaghaft war, nur auf Augenblicke die stille Ruhe ihres Wesens

verlor und von der Lebhaftigkeit eines Gedankens und Wunsches nur stets flüchtig erregt wurde, zog sich erschrocken von der Thüre zurück, an die sie geeilt war, um ihn zu begrüßen. Sie harrte aber dennoch in den nächsten Wochen auf seinen Ruf, wunderte und betrübte sich, daß er nicht erfolgte, begnügte sich aber zuletzt damit, ihren Vater aus der Ferne zu betrachten, wenn er ausritt, oder spazieren ging.

Eines Sonntags Nachmittags war Linda, wie gewöhnlich an diesen Tagen, bei ihrer ehemaligen Pflegerin, der Kastellanin Ardau; sie spielte mit zwei kleinen Katzen, die auf dem Fensterbrett im Sonnenschein lagen. Plötzlich verdunkelte ein Schatten das helle Sonnenlicht. Sie blickte empor und sah in das Antlitz ihres Vaters.

„Wie?" sagte er erstaunt, „hat der Kastellan noch so ein kleines Kind."

Linda entgegnete keine Sylbe, starrte ihn nur wie eine Vision an, antwortete aber ruhig, als er nach ihrem Namen fragte: „Ich heiße Linda Lingen."

Der Graf fuhr zurück, warf noch einen scharfen, durchdringenden Blick auf das blaße kleine Geschöpf, wandte sich dann um und verschwand.

Am Abend ließ er seine Tochter zu sich rufen,

sprach einige freundliche Worte mit ihr und versprach ihr eine Puppe.

Linda erhielt diese Puppe, auch später hübsche Spielsachen anderer Art: doch nie ein Liebeszeichen! — Sie hörte es daher mit Ruhe an, als ihr Vater eines Morgens sagte: „Ich reise heute ab, mein Kind!"

Sie küßte ihm die Hand, als er schied, und er drückte flüchtig die ihrige; doch betrübt war sie nicht über die Trennung, da sie ihn mehr fürchtete als liebte.

Kastellan Ardau sagte zu Linda, daß ihr Vater in's Bad reise und wohl erst im Herbst zurückkehren würde. Graf Lingen besuchte aber im Herbst den Fürsten von B** und blieb ein' Jahr in dessen Residenz.

An jenem trüben Novembertage, wo Linda, die Natur betrachtend, in der Halle stand, wurde ihr Vater in Scharfenstein erwartet.

Der Klang eines lustig schmetternden Posthorns verrieth den Schloßbewohnern gegen Abend endlich, daß der Graf anlange.

Linda wagte nicht, ihm entgegen zu gehen, denn so jung sie auch noch war, so klar und deutlich fühlte sie doch, daß ihr Vater nicht das geringste Interesse an ihr nahm und sie ihm eher ein Ge-

fühl des Mißbehagens, als der Freude bereitete. Sie trat in das tiefe Bogenfenster der Halle, als der Reisewagen ihres Vaters über die mit Pechfackeln erleuchtete Zugbrücke auf den Hof rollte.

Nach wenigen Sekunden sah sie ihren Vater mit raschen rüstigem Schritt, an der Seite eines jungen Mannes, die Stufen der breiten Freitreppe ersteigen, zu deren Seiten ebenfalls mächtige Pechfackeln brannten.

Der rothe Schein der Flammen zeigte ihr auf Momente klar sein scharfgeschnittenes Profil, die markirten Linien seines Gesichts, sein volles, fast noch ganz schwarzes Haar, seine hohe, kräftige, ungebeugte Gestalt, sowie auch die zarte feine, fast mädchenhafte Erscheinung seines jugendlichen Begleiters.

Linda's Herz klopfte stärker, als sie die Schritte der an der Halle dicht Vorübergehenden hörte. Sie horchte bis sie und das Geräusch ihrer Stimmen verhallt waren, dann versank sie in Gedanken und ihr Auge blickte melancholisch in die düstere dunkle Herbstlandschaft, über welcher schwere dichte Nebelschleier hingen, die nur im Vordergrunde von dem glühenden Lichte der brennenden Fackeln zerrissen wurde.

Zweites Kapitel.

Seit einer Stunde war Graf Lingen bereits in Scharfenstein und noch immer saß er Briefe lesend am Schreibtische seines Arbeitszimmers. Er beachtete weder den Eintritt des alten Kastellans, den er zu sich beschieden und der harrend an der Thüre stand, noch seinen jungen Gast, den er in sein anstoßendes Wohnzimmer geführt und gebeten hatte: dort zu warten, bis er einige Briefe gelesen, die in den letzten Wochen angekommen und ihm nicht nachgeschickt worden seien.

Endlich blickte der Graf von dem Briefe empor, den er immer und wieder gelesen. Er gewahrte den Kastellan, winkte ihm, näher zu kommen, reichte ihm gütig die Hand und sprach in einigen herz-

lichen Worten die Freude aus, ihn so wohl und rüstig wiederzufinden.

Nachdem er einige Minuten mit seinem Diener gesprochen hatte, fiel ihm sein mitgebrachter Gast ein. Schnell wandte er sich nach der offen stehenden, in sein Wohnzimmer führenden Flügelthüre um. Er sah den jungen Mann dort langsam, mit tief auf die Brust gesenktem Kopfe leicht und leise wie ein Schattenbild vorübergleiten. Seine Schritte verhallten ungehört auf den weichen dicken Teppichen, die den Boden deckten.

„Walther! Walther!“ rief Graf Lingen.

Der Angeredete hielt im Gange inne und trat dann in das Arbeitszimmer, als der Graf ihn aufforderte, herein zu kommen.

„Sieh Hubert, das ist mein Verwandter — mein Neffe, wie ich ihn der Kürze wegen nenne — Walther von Passenberg, von dem du wohl bereits gehört hast.“

Der Kastellan stand auf und verbeugte sich tief vor dem jungen Grafen Passenberg, der — wie er wußte — einer der entfernten Verwandten seines Herrn war.

Graf Passenberg neigte leicht und vornehm sein von einer Fülle goldblonder Locken umgebenes Haupt und reichte dem Kastellan mit huldvollem Lächeln

zwei Finger seiner weißen, ausgezeichnet schön geformten Hand, die viele Ringe bedeckten.

Er war ein Mann von ungefähr zwanzig Jahren, sah aber bedeutend jünger aus, wozu seine kindliche Haartracht vielleicht das meiste beitrug. Sein Gesicht war fein geschnitten, von blasser Farbe und ohne hervorragenden Ausdruck, wenn er den Blick gesenkt hatte, was eine seiner Hauptangewohnheiten waren. Schlug er das Auge auf, so war das Antlitz ein durchaus verschiedenes. Die Augen waren nämlich groß und dunkel, ein unheimliches Feuer glühte in ihnen — und sie behielten stets einen scharfen, stechenden Ausdruck, obgleich Graf Passenberg unablässig bemüht war, ihnen etwas Sinnendes, Träumerisches zu verleihen. Seine Figur erhob sich nur wenig über die mittlere Größe, doch war sie von vollendeter Proportion und voller Weichheit und Anmuth in Form und Bewegung.

Der alte Kastellan hatte mit einem flüchtigen Blick die ganze äußere Erscheinung des Grafen gemustert, daraus schnellen, kurzen Schluß auf sein Inneres gemacht, welches ihm so wenig behagte, daß er mit innerlicher Freude die Worte seines Herrn vernahm, der den Neffen bat, sich bis zum Abendessen in seine eigenen Zimmer zurückzuziehen, welche nun wohl zu seiner Aufnahme bereit sein würden.

Als Graf Passenberg das Zimmer verlassen, herrschte einige Augenblicke tiefes Schweigen unter den beiden Männern, die unter Schicksalsschlägen mancherlei Art mitsammen alt geworden waren, — in der langen Zeit ihres Lebens aber die Ueberzeugung gegenseitig gewonnen hatten, daß sie unbedingt einander vertrauen konnten.

Der Kastellan strich unaufhörlich über den dicken weißen Elfenbeinknopf seines starken Stockes. Der Graf betrachtete ihn eine Weile, brach dann in Lachen aus und sagte kurz: „Ich dachte es mir wohl, Hubert, daß Der Dir nicht gefallen würde.“

„Hm! O — nein Euer Gnaden — ich finde —“

„Hubert, fange nicht noch auf Deinen alten Tagen an, die Unwahrheit zu sprechen, denn Du weißt doch, daß Du der einzige Mensch bist, dem ich erlaube, Alles frei heraus zu sagen.“

„Nun ja gnädiger Herr, Sie haben nicht Unrecht. Der junge Herr behagt mir nicht sehr.“

„Mir auch nicht Hubert; und trösten wir uns damit, daß noch ein näherer Erbe da ist, der vielleicht etwas besser ist, wenn er auch in einem Punkte ihn noch an Tollheit übertrifft.“

Der Graf machte nach diesen letzten Worten, die er kurz und hastig herausgestoßen einige schnelle Gänge durch das Zimmer. Seine Stirn war ge-

runzelt, um seine schmalen Lippen zuckte von Zeit zu Zeit ein Lächeln der Verachtung.

Hubert betrachtete ihn aufmerksam, wenn auch nicht mit Erstaunen, da solches Stirnrunzeln ihm sehr bekannt war und er dergleichen Lächeln schon häufig gesehen hatte. Er schwieg, weil er genau wußte, daß in solchen Momenten leidenschaftlicher Erregung nicht gut mit dem Grafen zu reden war.

Plötzlich blieb der Schloßherr vor seinem Diener stehen und rief heftig: „Nun, in des Teufels Namen, Hubert, hast Du denn nicht das mindeste Interesse für die Bande, welche hier nach meinem Tode hausen wird? Warum fragst Du nicht nach der Tollheit, in welcher mein nächster Erbe den zweiten noch übertrifft!"

Mit klarem Auge schaute der alte Kastellan zu seinem jähzornigen Herrn auf, der in seinem 63. Jahre noch eben so wild und leidenschaftlich war, wie als Knabe und Jüngling, und ruhig sagte er: „Nicht fehlt es mir an Interesse, gnädiger Herr, für die Linie, an welche Euer Gnaden Güter fallen, namentlich seit ich Euren Erben, Alexander von Hohenthal kenne und —

„Wie! was! Du kennst ihn? — Seit wann? Woher? Warum sagtest Du es nicht gleich!"

„Aber Herr Graf, wann sprach ich Euer Gnaden denn?“

„Zum Henker, das hättest Du mir schreiben müssen.“

„Herr von Hohenthal war hier —

„Er war-hier!“ brauste der Graf abermals wild auf.

„Ja gnädiger Herr. — Er wollte —

Wollte sich Scharfenstein betrachten, das ihm wie eine gebratene Taube in den Mund fliegt, nicht wahr? —“

„Nein gnädiger Herr, er wollte Sie besuchen, da er in der Nähe von Scharfenstein war, sein Weg ihn fast hier vorüberführte.“

„Vorüberführte? — Scharfenstein liegt weit ab von jeder Chaussee. Er hat also gelogen, und nun hasse ich den Bengel noch mehr, da er nicht einmal die Wahrheit spricht.“

Dem Kastellan stieg das Blut in's Gesicht. Er fuhr mit der Hand über die Stirne und antwortete mit erzwungener Ruhe: „Der junge Hohenthal lügt nicht! Er war in der Nähe, da er die Schwester des Oberforstmeisters von Wangenheim, in ihr Stift nach Königswaldau begleitete.“

„Bist Du von Sinnen, Hubert, so frank und

frei, diesen Namen vor mir auszusprechen?" schrie der Graf in höchstem Zorne.

„Liegt doch ein Zeitraum von ein und zwanzig Jahren dazwischen. —"

„So! und Du meinst, da wird das Gedächtniß schwach und die Gefühle stumpfen sich ab. —"

„Wenn auch das nicht, aber man vergiebt und vergißt endlich."

„Ich nicht! Ich vergebe und vergesse Nichts!"

Graf Lingen sprang von seinem Stuhle empor, machte einige schnelle Gänge durchs Zimmer, fuhr sich zu verschiedenen Malen mit der Hand durch sein krauses dunkles Haar, setzte sich dann von Neuem und fragte ernst: „Wie gefiel Dir der künftige Besitzer von Scharfenstein?"

Es war das erste Mal, daß Graf Lingen seinen Erben so bezeichnete, und Ardau stutzte, antwortete aber ruhig: „Ich glaube, Herr von Hohenthal muß Jedem gefallen. Er ist eine edle höhere Natur. Er ist einfach, wahr, offen."

„Auch wohl leutselig, freundlich, liebenswürdig? Gewiß suchte er sich hier sehr beliebt zu machen und brachte es durch Machinationen aller Art dahin, daß alle meine Untergebenen täglich Gott um meinen Tod und diesen neuen Herrn anflehen!"

Ardau schüttelte unwillig mit dem Kopfe und

entgegnete seufzend: „Ach gnädiger Herr, wie sind Sie doch oft so gar böse und ungerecht! — Ich bin überzeugt, daß der junge Hohenthal weniger daran dachte, hier in Scharfenstein als Herr einzuziehen, als jener Graf Passenberg, den Euer Gnaden mitgebracht haben und der doch bedeutend geringere Aussichten hat, Erbe der Lingen'schen Besitzungen zu werden."

„Du scheinst mir blind für den Einen, blind gegen den Andern eingenommen zu sein."

Der alte Hubert räusperte sich und strich von Neuem über den Knopf seines Stockes hin.

„Nun, Herr Kastellan, habe ich Recht oder Unrecht?" fragte Lingen lächelnd.

Ardau blickte mit seinen klugen grauen Augen scharf den Grafen an, sagte leichthin: „Möglich!" setzte aber dann langsam, ernst und forschend hinzu: „Sollte das nicht auch gerade bei Euer Gnaden der Fall sein."

Lingen blieb einige Sekunden stumm und rief dann schnell mit dem Tone überzeugender Wahrheit: „Nein, Hubert! — Früher mochte es der Fall sein — jetzt nicht, da Walther mir nicht gefällt."

Herr von Hohenthal wird Euer Gnaden gefallen! sprach Ardau zuversichtlich und freudig.

„Nie, Hubert!“ — entgegnete Lingen langsam, und lebhaft fügte er hinzu: „Nimmer, nein nimmer wird es der Fall sein! Ich hasse ihn! Haßte seine ganze Familie, die schon bei Lebzeiten meines Vaters einen Prozeß mit den Passenberg's um Scharfenstein anfingen.“ —

Der Kastellan unterbrach den Grafen, indem er hastig ausrief: „Die Passenberg's fingen den Prozeß an.“

„Die Hohenthal's setzten ihn aber mit Energie fort und beraubten ihre Gegner auch des kleinen ihnen gehörenden Landgutes, das einst durch Heirath eines Grafen Lingen und einer Gräfin Passenberg an diese Familie gefallen war.“

„Es gehörte aber ehemals einer Hohenthal, die mit einem Grafen Lingen verheirathet gewesen und es als Wittwenthum bekam. Später ward es den Hohenthals entzogen und sie machten damals ihr Recht nicht geltend.“

„Du bist sehr bewandert in der Prozeßangelegenheit! Besser als ich, wie mir scheint, der ich alle Nachrichten durch die Passenberg's habe. Doch, lassen wir Das! — Ich habe nun einmal einen Groll auf die Hohenthal's, daß ihnen alle meine Güter zufallen, und hasse Alexander, weil er mein Erbe ist.“

„Wer weiß Herr Graf, ob Alexander Hohenthal je Besitzer von Scharfenstein wird. Alle seine Geschwister sind in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, er ist wie Euer Gnaden der Letzte seines Stammes, und stirbt er, so ist Walther von Passenberg Erbe von Scharfenstein."

„Sieht Alexander schwach und kränklich aus?"

„Nein; doch er sagte mir, auch seine Brüder wären kräftige Männer gewesen."

„Nun, sie starben am Nervenfieber. Er kann sich vor dem bösen Feinde seiner Familie ja in Acht nehmen und braucht nicht wie seine Eltern und Geschwister da zu verweilen, wo diese entsetzliche Krankheit grassirt."

„Ich sagte es ihm auch; doch er meinte der Tod sei Bestimmung."

„So soll sein Herr Vater auch gedacht haben, und er ist durch diese Meinung Opfer des Fiebers geworden, indem er zu seinen beiden ältesten Söhnen reiste, die von dieser Krankheit befallen waren. Erzähle mir jetzt übrigens, wie Alexander sich hier einführte."

„Er hatte sich bei Euer Gnaden angemeldet, wie er sagte."

„Ja! in dem Briefe, den ich vorhin unter den andern fand, kündigte er seinen Besuch an. Er

glaubte, ich sei von B** zurückgekehrt und bat um die Erlaubniß, sich mir vorzustellen. Mich wundert es nur, daß er gekommen ist, da er doch keine Antwort von mir erhalten hat."

„Die Antwort hat er in Auenburg nicht abwarten können, indem die Abreise des Fräuleins von Wangenheim schneller erfolgt ist, als er gedacht hat. Die Aebtissin des Königswalder Stifts ist nämlich plötzlich gestorben und Fräulein Ludmilla zur Stellvertreterin erwählt worden. Sie hat Auenburg am folgenden Tage nach empfangener Nachricht verlassen müssen und der junge Hohenthal hat sie begleitet."

„Seine Tante ist dort auch Stiftsdame."

„Sie war es."

„Wie? — Ist sie todt."

„Es war die Aebtissin, von der ich sprach. Seit einem Jahre besaß sie erst diese Würde."

„So habe ich denn eine Feindin weniger auf dieser Welt."

„War Alexandra Hohenthal die Feindin Euer Gnaden? —"

„Die Freundin Ludmilla's war meine Feindin. — Uebrigens war es eine tolle Idee von diesen beiden schönen Mädchen, ins Stift zu gehen."

„Sie sollen dort sehr glücklich gewesen sein."

„Ein schönes Glück, Hubert, unter alten, grämlichen Betschwestern ihre Jugend zu vertrauern! Sie hätten heirathen sollen, denn an Partien hat es ihnen wahrlich nicht gefehlt.“

„Die Schwester Alexandra Hohenthal's soll sehr unglücklich verheirathet gewesen sein und das sie zurückgehalten haben, selbst eine Ehe zu schließen.“

„Ganz wie bei Ludmilla!“ rief der Graf mit höhnischem Lachen; „doch laß uns von diesen beiden alten Jungfern schweigen, denn ich liebe es nicht, mich an sie zu erinnern. — — Wie lange war Alexander hier?“

„Vierzehn Tage!“

„Wie? So lange!“

„Comteß Linda bat ihn immer von Neuem um einen Tag. Sie hatte sich sehr an ihn angeschlossen.“

„Also auch das Herz des Kindes hat er mir entwendet! — Es kommen immer mehr Gründe zum Haß.“

„Nicht einer aber Euer Gnaden, der stichhaltig wäre.“

„Nun der ists wahrlich, daß Alexander gleich tolle Ideen wie der überspannte Walther hat. Es hätte bei diesem meinem Erben wahrlich nicht noch seiner absurden Neigungen bedurft, um ihn mir vol-

lends unausstehlich zu machen. Stelle Dir vor, daß Beide eminente Talente zu sein glauben, der Eine mit Passion modellirt und für sein Leben gern das Waidwerk wieder an den Nagel hängen möchte, um Bildhauer zu werden, der Andere, eben dieser bleiche Walther, den ganzen Tag an der Feder nagt, um einen vernünftigen Vers herauszubeißen, und sich einbildet, einst durch die Klänge seiner Lyra die Welt zu erschüttern. Es ist zum rasend werden, daß Leute, die Geld haben, auch noch Talente sein wollen, Menschen, die das Leben genießen können, sich gleich Arbeitern zu beschäftigen gedenken, — sich nicht damit begnügen, einen Namen zu besitzen, sondern danach streben, sich noch einen zu erringen. Dein gepriesener Alexander schickt unter dem Namen „Thal" Zeichnungen und Modelle in die Welt, Graf Passenberg sendet unter dem Pseudonym „Berg" Manuscripte an alle Verleger Deutschlands. Nach den Modellen des Herrn Thals erfolgt natürlich keine Bestellung und die Gedichte Herrn Bergs werden stets zurückgesandt! Beide machen sich nur lächerlich, denn keiner von ihnen soll die geringste Spur von Talent besitzen."

„Euer Gnaden hörten dies Urtheil von Sachverständigen aussprechen?"

„Gewiß, Hubert!"

„Von Jemand also, der die Versuche des jungen Hohenthals kennt?“

„Hm — ja! Ich glaube. Das weiß ich aber bestimmt, daß Derjenige, der das Urtheil über Walther fällte, dessen Verse gelesen. Er sagte, es sei Nichts daran, als ich ihn um sein Urtheil bat, und er stimmte also völlig mit meiner Ansicht überein.“

„Sie gnädiger Herr — lasen — Verse?“

„Natürlich, Hubert! — Walther war nämlich im Fürstenthum B**. Er suchte meine Bekanntschaft und ich hatte Nichts dagegen, die seinige zu machen, da es ja in meiner Absicht lag, anzufangen, mich um meine Erben zu bekümmern. Eigentlich wollte ich mit dem Nächsten beginnen und Alexander Hohenthal an mich fesseln — doch — das Schicksal führte mir den Andern in den Weg und Walther nimmt nun die Stelle vorläufig ein, die ich Jenem zugedacht. — Kaum war ich dreimal mit Walther zusammengewesen, so hatte er mich von seinen Absichten in Kenntniß gesetzt, mir seine Hoffnungen mitgetheilt, welche darin bestanden: vielleicht endlich einen Verleger gefunden zu haben, der sein in seinem 16. Jahre geschriebenes Heldengedicht drucken wollte. Ich las es, fand es schrecklich; — schrieb an den Verleger und erfuhr, daß Herr Berg es auf eigene Kosten drucken lassen wollte. Nun sprach

ich ernst und entschieden mit Herrn Walther. Ich bot ihm an, für ihn wie für meinen eigenen Sohn sorgen zu wollen, wenn er das dichten lasse; und das Resultat unseres Gesprächs war „Unterdrückung seines Talents" wie er sagte! — Er gab mir sein Heldengedicht — ich ihm tausend Thaler und vorläufig wenigstens hat das Geld den Sieg über sein Talent davon getragen. Walther wird nun nächstens noch einmal zur Universität gehen, denn seine früheren Studienjahre haben ihm Nichts genützt, da er dort nur gedichtet und nie gelernt hat. Später werde ich ihn ins diplomatische Corps zu bringen suchen, und darin wird der Junge schon voran kommen, denn, wenn er überhaupt zu irgend Etwas in der Welt Talent hat, ists zur Diplomatie!"

„Und um Ihren nächsten Erben sich zu kümmern, haben Sie aufgegeben, Herr Graf?"

„Hm — das weiß ich noch nicht! — Es thut mir leid, ihn verfehlt zu haben, denn um es Dir offen zu gestehen, Hubert, hat der Brief, den er an mich geschrieben und welchen ich hier erst vorgefunden und gelesen habe, einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Seine Worte klingen einfach, natürlich, herzlich; und ungekünsteltes Wesen liebe ich, wie Du weißt! — Ich würde mich ihm nähern, wenn er nicht bei jenen Wangenheim's

steckte, mit denen ich seit der Scheidung doch etwas verfeindet bin. Er soll jetzt Förster in Auenburg sein, sich aber weniger um Wald und Wild kümmern, als um seine Zeichnungen und Modelle, kurz ein schlechter Forstmann sein."

„Vom Herrn Grafen Passenberg kommen wohl die Nachrichten über den jungen Hohenthal?"

„Zum Theil!" entgegnete Graf Lingen mit flüchtiger Verlegenheit. „Walther kennt seinen Vetter gut, liebt ihn zwar nicht besonders, doch läßt er ihm Gerechtigkeit wiederfahren und meint nur, daß es eine unglückliche Idee von ihm sei, Bildhauer zu werden und den genialen Künstler zu spielen."

„Sehen sich Euer Gnaden doch einmal die Statue an, welche Herr von Hohenthal der kleinen Comteß geschickt hat."

„Was? — Von ihm ist eine Statue hier."

„Seit ungefähr vierzehn Tagen."

„Und er schickte sie —

An Comteß Linda."

„Wie geht es ihr?" fragte Lingen leiser und einigermaßen erregt.

„Euer Gnaden sahen sie noch nicht?"

„Wie sollte ich? — Ich bin ja kaum hier."

Ernst und durchdringend ruhte das Auge des Kastellans auf seinem Herrn, dann schüttelte er sein

greises Haupt und murmelte leise: „Die einzige Tochter! Die letzte des Stammes.“

Der Graf stand auf. „Zeige mir die Statue, Hubert!“ rief er, „denn ich muß sie sehen: und verräth sie Talent — dann eilen, es zu unterdrücken und seine Neigung auf andere Dinge zu richten suchen. Alexander wird reich, und Männer, die Geld haben, brauchen keine Talente zu sein! — — Der Mammon reicht ja schon hin, daß sich die Menge vor denen bückt, die ihn besitzen, warum daher noch Etwas zu erstreben suchen, was bereits durch Schicksalsgunst erreicht ist, — Einem ohne jegliche Mühe und Anstrengung zufällt? Außerdem soll mein Erbe kein Künstler sein!“

„Bei Alexander Hohenthal wird es nicht leicht sein, das Talent zu unterdrücken, da es bei ihm nicht in der Einbildung besteht, sondern er es in Wirklichkeit besitzt.“

„Bist Du denn plötzlich Kunstkenner geworden, alter Kastellan?“ fragte lachend der Graf.

„Mein Sohn Eberhard sagte es mir, und Euer Gnaden wissen, daß er ein tüchtiger Mann in seinem Fach ist und nicht wie der Blinde von der Farbe redet.“

„Richtig, Hubert! Es ist ja wahr, Du hast

ja auch ein Talent in Deiner Familie!" rief Lingen höhnisch.

„Aber leider nicht Geld genug, um es hinreichend zu unterstützen."

Die Hand des Grafen legte sich schwer auf die Schulter seines Dieners, indem er eindringlich sprach: „Danke Deinem Gotte, daß es Dir an Mitteln fehlt, einen Pfuscher auszubilden, denn weiter Nichts ist Dein hochmüthiger Schlingel, welcher auf Scharfenstein sein sicheres Brod verschmähte, um wie seine Brüder in die Welt zu ziehen, die auch Talente zu sein glaubten, aber in der Fremde an den Bettelstab kamen und Dich mit ruinirten, indem sie Dir Deine kleinen Ersparnisse aus der Tasche lockten."

„Eberhard that es nie!" rief der alte Hubert.

„Wird schon kommen, wenn er wie die Andern nach Italien, ins Land der Kunst ziehen will."

„Er ist dahin gezogen und hat von mir keinen Pfennig dazu verlangt, Herr Graf."

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, sagt ein altes Sprüchwort, Hubert."

„Man soll nicht Alles über einen Kamm scheeren," heißt ein zweites und „keine Regel ohne Ausnahme" ein drittes!" erwiderte der Kastellan sich ereifernd.

„Ein viertes und das beste von Allen lautet: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ entgegnete lachend der Graf; kurz und befehlend setzte er aber hinzu: „Nun zur Statue Alexander's!“

Drittes Kapitel.

Linda Lingen stand noch immer in dem Bogenfenster der Halle, als das Licht der Fackeln schon längst erloschen war und mit Interesse war ihr Blick dem langsamen, aber sichern Siege des Mondes gefolgt, dem anfangs die Nebel es schwer machten, seinen klaren Schein durch das tiefe Dunkel des Abends leuchten zu lassen. Endlich — nach langer Zeit strahlte sein goldenes Licht in ungetrübter Klarheit vom Horizonte nieder und nachdem sie es eine Weile betrachtet hatte, wandte sie sich nach der Halle um. Helle, breite Lichtstreifen fielen durch die Fenster in das Gemach, — umleuchteten mit geisterhaftem Schein einzelne der alten Bilder und in getreuer Copie waren auf dem dun-

keln Täfelwerk des eichenen Fußbodens die seltsamen Formen und Figuren der kleinen in Blei eingefaßten Scheiben wiedergegeben. Ueber diese hellen Lichtflächen flogen von Zeit zu Zeit spielend leichte dunkle Schatten hin, welche die vom Winde hin und her bewegten flockigen Zweige der Lärchenbäume warfen, die auf dem Hofe in der Nähe der Fenster standen. Diese beweglichen Schatten umtanzten auch das weiße Postament, auf dem die Vestalin stand, zogen auf- und niedersteigend über ihr Gewand, lagen dann eine Weile zu ihren Füßen, umhüllten momentan wie mit dunkelm Flor ihren weißen Schleier, verbargen Linda's darauf ruhendem Auge das schöne, lichte Antlitz, huschten aber bald wieder fort und ließen dem Kinde den ungetrübten Anblick seiner vom Mondlicht hell und klar umflossenen Statue.

In dem eigenthümlichen stillen Genusse dieser Schattenspiel-Beobachtungen wurde Linda plötzlich gestört. Scheu und ängstlich zog sie sich in die dunkelste, entfernteste Ecke des tiefen Bogenfensters zurück, als von einem Diener geleitet, der einen silbernen Armleuchter vorantrug, auf dem drei Kerzen brannten, Walther von Passenberg mit langsamen Schritt in die Halle trat.

„Also hier ist der Ahnensaal!“ rief er aus und

fügte dann nach einigen Minuten hinzu: „Sie können nun gehn, ich werde mir das Licht schon selbst tragen.“

Er griff nach dem Armleuchter und der Diener ging.

Walther betrachtete eine Weile die Bilder, dann fiel sein Auge auf die Statue und er eilte zu ihr.

Linda, die ihn nicht einen Augenblick außer Acht gelassen, bemerkte, daß ein sehr häßlicher Ausdruck über das blasse Gesicht des Beschauers der Vestalin flog und ein seltsamer Blitz aus seinem dunkeln Auge leuchtete. Ihr Herz fing an zu klopfen und ein unwillkürliches Gefühl von Bangigkeit durchströmte ihre Seele. Sie athmete auf, als in der nächsten Minute die Thüre der Halle geöffnet wurde; zuckte aber in heftigem Schreck von Neuem zusammen, als sie ihren Vater zornig ausrufen hörte:

„Wie! Was! Hier in die Halle meiner Ahnen ist doch nicht etwa die Statue gebracht worden?“

„Ja gnädiger Herr!“ erwiederte erschrocken der alte Hubert. „Sie steht hier, kann ja aber wieder entfernt werden, wenn Euer Gnaden es befehlen.“

„Gewiß befehle ich es, denn bei den Ahnen der Grafen von Lingen, soll doch nicht das elende Machwerk keines Stümpers bleiben.“

Walther trat hinter der Statue hervor und

sprach mit Indignation: „Ich bin auch ganz erstaunt gnädigster Onkel über dieses sonderbare Arrangement."

„So! — und wie kommst Du denn bereits hierher?" fragte Lingen barsch und verdrießlich.

„Ich sehnte mich danach, die Bilder ihrer edelen Vorfahren zu betrachten, von denen Sie mir erzählt haben, gnädigster Onkel!"

„Nun morgen wäre dazu auch noch Zeit gewesen, Herr Neffe!"

„Gewiß lieber Onkel und ich bitte Sie, mir mein nicht zu unterdrückendes Interesse an Ihrer Familie zu verzeihen! Auch werde ich mich schleunigst entfernen, um Sie nicht zu stören."

„Da Du einmal da bist, magst Du bleiben! Was sagst denn Du zur Statue Alexanders?"

„Ich! — O lieber Onkel, ich sah sie bereits im Modell! Diese Vestalin ist ja seit Jahren in Arbeit, Alexanders ewiges Werk, sein Tag- und Nachtgedanke!"

„Und wie findest Du die Ausführung dieses langjährigen Gedankens?" fragte der Graf höhnisch

„Schwach, matt, wie alle seine Ideen."

Graf Lingen trat der Statue nah, welche helles Kerzenlicht überstrahlte. Er betrachtete sie lange und prüfend, wandte sich dann ruhig zum Kastellan und sagte ernst: „Eberhard hat Recht, daraus

spricht offenbar Talent und nimmer hätte ich geglaubt, daß ein Hohenthal das leisten könnte."

Ueber Walthers Gesicht zog eine erdfahle Blässe, seine schmalen Lippen preßten sich zusammen und nach minutenlangem Schweigen, sprach er mit vibrirender Stimme: „Sein Sie überzeugt, gnädigster Onkel, daß das Beste an der Statue Professor K* gemacht, dessen Schüler Alexander eine Zeitlang war, als er sich in der Residenz *** aufhielt."

„Sollten Euer Gnaden sich da nicht irren!" sprach der Kastellan sich zu Passenberg hinwendend, „denn Herr von Hohenthal sagte mir, daß er diese Vestalin ganz allein in der Oberförsterei Auenberg modellirt habe. In *** hat er eine Hebe gemacht, die auch mein Sohn Eberhard gesehen."

Der junge Graf bedeckte einen Augenblick mit seiner Hand Stirn und Augen, warf dann einen sinnenden Blick empor und erwiederte gedehnt: „Sie werden Recht haben, mein lieber Herr Ardau, es war, wie ich mich jetzt entsinne, eine Hebe. Ich verwechselte beide Statuen wegen der großen Aehnlichkeit. —"

„Aehnlichkeit zwischen einer Hebe und Vestalin?" — fragte Lingen, lachend seinen Neffen unterbrechend.

„Gewiß lieber Onkel!“ entgegnete Walther mit unendlicher Weichheit in Ton und Ausdruck. „Alle Statuen Alexander's haben bisher nur ein Gesicht, wenn man sie genau betrachtet, alle, gleiche Figur, bis auf eine geringe Abweichung, und nur die Attribute sind verschieden.“

„Das ist ja aber eine grenzenlose Einseitigkeit meines genialen Neffen!“

„Nennen Sie es nicht so theurer Onkel, denn dieser Zug ist rührend an Alexander und darin liegt für mich eine unendliche Poesie.“

„Bezeichne Du meinetwegen diese Wiederholung als rührende Poesie oder poetische Rührung, ich nenne sie Einseitigkeit!“

„Weil Sie lieber Onkel nicht das hübsche Motiv zu dieser Wiederholung kennen.“

„Welches Motiv könnte ihn dazu leiten?“

Walther lächelte und schwieg.

„Aha, ich verstehe! Kommt der Wind daher? — So, so, also jetzt schon! Das nenne ich ein Bischen früh. Wie alt ist Dein Vetter, Walther?“

„Alexander ist nicht mehr so jung lieber Onkel. Er ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt.“

„Unmöglich Walther!“

„Ganz gewiß.“

„Und wer ist sein Modell?“

„Ein bildschönes Mädchen!“

„Das sehe ich an der Vestalin, daß sie nicht häßlich sein kann! — Wie heißt sie?“

„Ludmilla von Wangenheim.“

Wie von einer Natter gestochen fuhr Graf Lingen zurück, indem er laut und staunend wiederholte: „Ludmilla von Wangenheim?“ — Nein, nein Walther, Du irrst!“ setzte er tief Athem schöpfend hinzu.

In Walther's stechendem Auge zuckte ein Blitz boshafter Schadenfreude. Rasch senkte er den Blick, der ihn verrathen konnte, welcher auch von Niemand außer der kleinen Linda wahrgenommen war, die ihn unabläßig von ihrem dunkeln Versteck aus beobachtete und instinktmäßig das Böse in Graf Passenberg's Charakter fühlte und schmerzlich empfand.

Mit ruhigem, entschiedenem Tone sagte Walther: „Nein verehrter Onkel, ich irre mich nicht! Alexander sagte mir es selbst im vergangenen Jahre beim Durchblättern seiner Zeichenmappen, als ich immer und immer auf ein feines, schönes, jugendliches Antlitz stieß, daß dies das Ebenbild seiner Pflegeschwester, Ludmilla von Wangenheim sei.“

„So ist es also die Tochter und nicht die Schwester des Oberforstmeisters!“

„Ja lieber Onkel und nach einem Portrait der Tante des Doctor Wangenheim's zu urtheilen, das ich bei ihm sah, muß die Nichte ihr auffallend ähnlich sein.“

„Sie heißt auch Ludmilla?“

„Alexander sagte es und aus der Art und Weise wie er von dieser Ludmilla von Wangenheim redete, muß sie der Inbegriff seines ganzen irdischen Glückes sein.“

Graf Lingen's Gesicht wurde nach Walther's Worten finster und düster. Er betrachtete noch einmal aufmerksam die Statue. Nicht mehr wie vorhin gab sich Ueberraschung bei der Betrachtung in seinen Mienen kund, sondern Gefühle des Zorns, Hohns, der Rache mußten sein Herz durchziehen, da der Kampf dieser bösen Leidenschaften sich deutlich in den sprechenden Zügen seines Gesichts verrieth.

Ein bitteres, boshaftes Lächeln umspielte seine Lippen, als er nach längerem Schweigen ausrief: „Talent spricht hier aus Allem, Genie verräth sich in jeder Linie und Alexander muß wirklich ein Künstler werden, darf unmöglich Forstmann bleiben, denn im einsamen stillen Waldesschatten darf die

Blüthe seines Talents nicht verdorren und verwelken. Sie muß dahin verpflanzt werden, wo ihr das rechte Licht zum Gedeihen leuchtet. Er muß im sonnigen Lande der Kunst leben, Anregungen haben, gut geleitet werden, um Großes und Herrliches für die Zukunft zu schaffen und sich einen unsterblichen Namen zu erringen."

Der alte Kastellan betrachtete voller Erstaunen seinen Herrn, der jetzt so ganz entgegengesetzte Ansichten aussprach, als er vor einer Stunde geäußert. Er wußte sich diesen plötzlichen Umschwung in den Ideen nicht zu erklären, fühlte nur, daß das Motiv dazu nicht aus reiner Quelle, sondern aus einem von wilden Leidenschaften erregten Gemüthe floß. Er bangte unwillkürlich für Hohenthal, sandte fromme Wünsche für den künftigen Besitzer von Scharfenstein zum Himmel empor, als er, Graf Lingen und seinem Neffen mit Lichtern vorangehend, die Halle verließ und einen Scheideblick auf die Statue warf.

Diese frommen Wünsche gestalteten sich bei ihm später zum heißen, inbrünstigen Gebete, als im Zimmer des Grafen angelangt, in das Walther ihnen nicht gefolgt war, sein Herr in leidenschaftlicher Erregung ausrief: „O Hubert, Hubert! Also endlich Rache diesen Wangenheim's, die mein

irdisches Glück unbarmherzig gemordet haben! Mich, den Besitzer von Scharfenstein, Curt von Lingen, verschmähte einst eine Ludmilla von Wangenheim, und mein Erbe soll der jetzigen Ludmilla nun zufallen? — Nie! So lange noch ein Athemzug in meiner Brust ist, soll nicht geschehen, was diese Familie so schlau berechnet hat! — Alexander ist von ihnen umgarnt, ihr Opfer! Ich entreiße ihn ihnen, und ihre Ludmilla wird mein Opfer. — Morgen bereits beginnt mein Kampf und — daß ich siege, sagt mir die freudige Zuversicht, mit der ich mein Werk beginne. Gott sei gedankt, daß er ihm Talent gab, denn dies sein Talent, giebt mir Mittel in die Hand, jenen Wangenheim's, mein Geld zu entreißen, auf das sie spekuliren."

Nicht allein aus dem Herzen des Kastellan's stiegen heiße Gebete für Alexander Hohenthal's Wohl zum Himmel empor, als er von seinem Herrn entlassen, seinem Häuschen entgegenschritt; sondern auch ein jugendliches Gemüth, flehte in den Augenblicken zu Gott, daß er Denjenigen in Schutz nehmen möchte, dessen Glück ihm bedroht schien.

Linda Lingen hatte weniger die Worte ihres Vaters beachtet und verstanden, als sein Mienen-

spiel und dies weissagte ihr nichts Gutes. „O, er hat zwei böse Feinde!" sprach das Kind mit leisem Tone und tiefem, schmerzlichen Seufzer; dann trat sie der Statue nah' und sie betrachtend, die jetzt nur schwach vom Monde erhellt wurde, da Wolken ihn umdunkelten, sagte sie traurig: „Wenn ich dich doch Aller Augen verbergen könnte, meine schöne Vestalin, denn die Andern sehen dich nur voll Neid und Mißgunst an!"

Linda hatte kaum diesen Wunsch ausgesprochen, als sie hörte, daß sich die Thüre der Halle leise öffnete. Sie zog sich hastig hinter das Postament zurück und harrte in Todesangst, was sich weiter ereignen würde.

Der in die Halle Eintretende war Walther von Passenberg. Er eilte mit raschen, leichten Schritten der Stelle entgegen, wo die Gypsstatue stand, ergriff den vorgestreckten Arm der Vestalin, der in der Hand die Lampe hielt, und mit verbissener Wuth die Worte ausstoßend: „Geld und Talent sollst Du nicht haben!" — wollte er sie vom Postament niederreißen, als seine Hand von eiskalten Fingern plötzlich umschlossen wurde.

Voller Entsetzen ließ er die Statue los, entriß sich den ihn umfassenden Händen und taumelte einige Schritte weit zurück. „Fort! Hinaus Du

Bösewicht!" rief eine leise Stimme ihm eindringlich zu.

Er öffnete momentan seine Augen, die er von Schreck erfüllt eine Sekunde lang geschlossen hatte und erblickte, an das Postament gelehnt, eine zarte, weiße Gestalt, welche den einen Arm schützend um die Statue geschlungen, den andern ihm mit abwehrender Bewegung entgegenstreckte.

Ein Schauder durchflog Walter beim Anblick dieses unbeweglich dastehenden Schutzgeistes der Vestalin, aus dessen todesbleichem Antlitz ihm nur mit glänzendem Strahl große, lichte Augen von überirdischer Klarheit entgegen leuchteten. Es entfuhr seinen Lippen ein lauter Schreckensruf, dann stürzte er wie von Furien gejagt aus der Halle, deren Thüren er donnernd hinter sich zuschlug.

Kaum war Linda allein, so sank ihr vorgestreckter Arm kraftlos nieder. Sacht und leise löste sich ihre Hand von der Statue ab, die sie erfaßt hatte, und ohnmächtig fiel das schwache, zarte Wesen zu den Füßen des Postamentes nieder.

Ueber ihr weißes Gewand flogen nun auch von Zeit zu Zeit jene leichten, dunkeln Baumschatten tanzend dahin; — der helle Strahl des Mondes umleuchtete ihre langen, goldigen Locken und ihr alabasterweißes Antlitz, das so scharf gegen das braune

Täfelwerk des Fußbodens contrastirte; doch kein Auge verfolgte, wie vorhin das ihrige, das Schattenspiel, kein Blick ruhte bewundernd auf den weichen Linien und feinen Formen ihrer anmuthig daliegenden Gestalt und nur die alten Ahnen schauten ernst und düster, stolz und übermüthig auf die Letzte ihres Stammes! — — — —

Von Niemand wurde Linda vermißt. Es war Keiner, der sich um das Kind bekümmerte, seitdem die Frau des Kastellans krank lag, deren Hauptlebensaufgabe es sonst zu sein schien, über das kleine, verlassene Mädchen zu wachen.

Die Dienerschaft liebte die Comteß zwar sehr, beklagte auch stets ihr trauriges Schicksal und erkundigte sich wenn sie hörte, daß sie krank war, voller Theilnahme nach ihrem Ergehen; indessen, sah sie Linda manchmal Tagelang nicht, fiel es gar nicht als ungewöhnlich auf.

An dem Abend nahm aber die Rückkehr des Grafen alle Gemüther in Anspruch. Männliche wie weibliche Domestiken standen um den heimgekehrten Kammerdiener geschaart, der die Erlebnisse der Reise mittheilte, Beschreibungen von dem Hofleben in B** machte, voll Stolz von der Gunst des Fürsten gegen den Grafen sprach und zuletzt

Alles in Aufruhr durch die Nachricht brachte, daß ihr Herr wohl nächstens wieder heirathen würde.

Die eifrigste Zuhörerin des Kammerdieners war die lebhafte französische Bonne Linda's, welche stets Gott dankte, wenn irgend ein Ereigniß das monotone Leben in Scharfenstein unterbrach und daher auch bei den interessanten Berichten des Heimgekehrten weder an Linda noch an ihre Pflichten dachte und erinnerte sie sich ihrer flüchtig, die Comteß geborgen bei der Gouvernante wähnte.

Die Gouvernante Linda's war aber, wie sie stets sagte, nur zum Unterricht ertheilen engagirt. Sie gab dem Kinde Stunden und ließ es sich auch stellenweis angelegen sein, daß ihr Zögling etwas lernte. Für die Abendstunden hatte die Dame sich jedoch zu Nichts verpflichtet und Abends fragte sie nie nach Linda. Sie duldete es wohl, daß die kleine Comteß mitunter in ihr Zimmer kam, wunderte sich aber nicht, wenn sie ausblieb. An dem Abend war nun überdem die Flamme ihres Herzens, der Secretair des Grafen nach Scharfenstein zurückgekehrt. Sie war bereits den ganzen Tag so von Furcht und Zweifel gequält worden, ob er sie auch nicht über die wechselnden Eindrücke des Reiselebens vergessen, daß sie schon Morgens Kopf-

schmerz vorschützend, Linda Feiertag gegeben und sie gebeten hatte, sie nicht zu stören.

Der junge Secretair, der die hübsche Gouvernante aber wirklich treu liebte, war direct aus dem Reisewagen zu ihr geeilt. Eine stürmische Liebesscene folgte dieser halben Erklärung und sie hatte Beiden so behagt, daß sie sie nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Souper, fortsetzten und die Gouvernante in den Armen ihres nunmehrigen Verlobten nicht allein Linda Lingen, sondern die ganze übrige Welt vergaß und nur in dem Himmel lebte, den der junge exaltirte Secretair vor ihr erschloß.

So blieb denn das Kind in lebloser Erstarrung zu Füßen seiner angebeteten Statue liegen und in diesem Zustande fand Graf Lingen seine Tochter, als er nach dem Abendessen in die Halle kam, um zu sehen, ob sich ihm auch der Geist zeigen würde, der Walther erschienen war und wie dieser ihm gesagt, angedeutet hätte: die Statue aus dem Ahnensaale zu entfernen.

Unwillkürlich zögerte der Fuß des Grafen, als er beim Eintritt in die Halle eine weiße Gestalt liegend an dem Postamente erblickte, die sich langsam emporrichtete, dann aber von Neuem zurücksank; doch nur vorübergehend war der Eindruck des Grauens und mit festen, sichern Schritten eilte er

rasch der Stelle entgegen, wo nach Aussage seines Neffen sich Spuk gezeigt haben sollte.

Ein zweiter ernster, forschender Blick auf die weiße Gestalt, ließ ihn seine Tochter erkennen und nun flog wirklich momentan ein Zittern durch seine hohe, kräftige Gestalt.

„Linda!" rief er nach einer Weile und beugte sich zu dem Kinde nieder.

Sie antwortete nicht; doch hoben sich leicht die geschlossenen Augenlider und flüchtig traf ihn ein matter Blick aus ihrem lichten Auge.

Er stellte den Armleuchter auf den Boden und richtete den Kopf des Kindes auf, indem er leise sagte: „Du bist wohl sehr krank?"

Das Bewußtsein kehrte mehr und mehr in die Seele des Mädchens zurück. Sie strich mit ihren kalten Händen über ihre Stirn, richtete sich dann auf und indem ein flüchtiges Roth ihr bleiches Gesicht färbte, blickte sie zu der Statue empor, dann ihren Vater an und fragte ernst:

„Willst Du auch die Vestalin zertrümmern, weil Alexander, der künftig Geld hat; kein Talent haben soll?"

Lingen stutzte. Der Gedanke durchflog mit Blitzesschnelle seinen Geist, daß Walther nicht, wie

er ihm gesagt, in einem Anfluge von Romantik die Halle noch einmal aufgesucht hatte, um sich die von Mondlicht umflossenen Ahnenbilder zu betrachten, sondern um seinen Neid und Aerger an der unschuldigen Statue auszulassen, die in seiner Gegenwart gelobt worden war.

Da die Vestalin ihm zu Zwecken, die er zu erreichen im Auge hatte, behülflich sein sollte, freute er sich, daß der Anschlag Walther's mißlungen war, die Statue unversehrt geblieben und Linda die böse Absicht des Mißgünstigen verhindert hatte.

Die scheuen, ängstlichen Blicke Linda's, die sie abwechselnd auf ihn und die Vestalin warf, sagten Lingen deutlich, daß seine Tochter ihm auch nicht traue und lächelnd versicherte er ihr daher: „Ich werde der hübschen Gypspuppe, die Du so zu lieben scheinst, Nichts thun Linda! Du kannst ganz ruhig sein; selbst die Halle, wo Dein Schatz steht, verschließen, den Schlüssel bewahren und ihn mir erst wiedergeben, wenn Alexander hier ist."

Ein Lächeln flog über das kleine blasse Gesicht, verlieh ihm eine seltene Anmuth und zitternd fragte das Mädchen: „Wird Alexander hierher kommen?'

„Ja! und ich hoffe bald! — Macht es Dir Freude?"

„Große! denn ich, ich habe ihn sehr lieb; doch der Andere —

Linda zögerte und Lingen sagte rasch: „Der Andere wird gehen!“

„Bald?“ fragte sie unruhig.

„Morgen.“

Ein tiefer Athemzug erleichterte die gepreßte Seele des Kindes. Im nächsten Augenblick schüttelte aber ein Anfall von Fieberfrost ihre zarte Gestalt und Lingen entsann sich, wie er sie gefunden. Ein Zornesblitz leuchtete aus seinem Auge, indem er die Kleine vom Boden aufhob, in seinen Arm legte und fragte: „Bekümmert sich Niemand um Dich, da Du doch krank bist?“

„Ich bin nicht krank!“

„Ich fürchte doch, Linda.“

„Nein, nein, das geht immer bald vorüber, ich kenne dergleichen Anfälle, sie sind nicht gefährlich.“

„Verlierst Du oft das Bewußtsein?“

„Manchmal.“

„Und liegst Du immer so allein?“

„Mitunter ist auch das Fräulein bei mir.“

„Wo ist sie jetzt?“

„Sie hat Kopfschmerz.“

„Du hast aber doch noch eine Bonne, auch eine Wärterin, denn ich befahl, diese Leute zu Deiner Pflege und Erziehung anzunehmen.“

„Die Bonne habe ich ja auch; doch die Wärterin starb diesen Sommer.“

„Warum hat man nicht eine andere genommen?“

„Dazu bin ich doch wohl zu alt, Papa.“

„Du bist aber noch so sehr klein und zart.“

„Alle meinen, ich würde immer so klein bleiben, und ich kann doch deshalb nicht immer eine Wärterin behalten.“

„Lingen betrachtete bei den Worten, das für sein Alter so winzig kleine Geschöpf, und das zarte, schwache Wesen, welches sein Kind war, wurde ihm plötzlich so unangenehm, daß er von Widerwillen gegen dasselbe erfaßt, Linda schnell aus seinem Arme gleiten ließ. Indem er sie an die Erde stellte rief er: „Warte hier Kind, ich werde Jemand herbei holen, der Dich in Dein Zimmer bringen soll.“

Linda, die sich einige Sekunden so glücklich im Arm ihres Vaters gefühlt hatte, zuckte schmerzlich zusammen, als sie die Miene des Widerwillens und Unbehagens bemerkte, mit der er sie los ließ. Stumm und traurig blickte sie einen Augenblick ihm nach, als er aus der Halle eilte, dann sagte

sie leise: „Ach nein er hat mich nicht lieb, er mag mich nicht leiden!“ und trat dann allein, mit langsamen, unsichern Schritten den Weg zu ihrem Zimmer an.

Als die vom Grafen herbeigerufene Bonne in die Halle einzutreten beabsichtigte, fand sie die Thüre bereits verschlossen. Sie begab sich nun schleunigst nach der Stube der kleinen Comteß, denn der Graf hatte sie sehr eindringlich an ihre übernommenen und versäumten Pflichten erinnert.

Sie fand das ihrer Pflege anvertraute Kind im entferntesten Winkel des dunkeln großen Gemachs sitzen, den Kopf in die Hand gestützt und anscheinend tief betrübt, denn Thränen rollten über die feinen, schmalen Finger, als sie, das Licht hochhaltend, mit ihrem Blicke die Stube durchforschte und ihr Auge die Gesuchte entdeckte.

Während die Bonne ihren kleinen Zögling zu beruhigen strebte, hielt der Graf Lingen ein Strafgericht im Zimmer der Gouvernante. Er scheuchte die zärtlich mit einander Plaudernden aus ihrer Umarmung, kündigte der Dame an, daß sie am folgenden Tage das Schloß zu verlassen hätte, transportirte den erschrockenen Secretair mit Donnerworten aus der Stube, ließ einen Wagen anspannen und befahl ihm sofort abzureisen. Wäh-

rend der vor kurzem Heimgekehrte, wieder in Nacht und Nebel hinaus und einer unsichern Zukunft traurigen Herzens entgegen fuhr, packte die verlassene Braut weinend ihren Koffer.

Der Graf aber, der seine Pflichten als Vater und Hausherr nun erfüllt zu haben glaubte, ging zu seinem Neffen.

Viertes Kapitel.

Walther von Passenberg lag in träumerischer Ruhe auf weicher Ottomane in einem der mit Luxus und Eleganz ausgestatteten Fremdenzimmer des Scharfensteiner Schlosses. Er blies aus langer türkischer Pfeife mächtige Dampfwolken in die Luft, verfolgte mechanisch, den bläulichen Rauch, der das Licht der Kerzen umkreisend, sich zu phantastischen Formen gestaltete und überdachte die Ereignisse der letzten Zeit.

Er sprang empor, als sein Onkel plötzlich vor ihm stand, zog die Falten seines weiten purpurfarbenen Sammetschlafrocks zusammen, schob den himmelblauen, mit Gold gestickten Fez, der leicht auf seinen blonden Locken ruhte, etwas bei Seite und

fragte verbindlich: „Wünschen Sie etwas von mir mein gnädigster Onkel?“

„Ja Walther, und zwar Das: Du wirst es nämlich vorläufig unterlassen, Deinen Vetter Alexander mit Neid und Bosheit zu verfolgen! Denn ich habe Pläne mit ihm, die durch Deine Einmischung gefährdet werden könnten. Du läßt ihn also in Ruhe, bist freundlich und artig gegen ihn wo Du ihm begegnest und sprichst zu Andern, wenn Du überhaupt von ihm redest, nur lobend über ihn. Ferner wirst Du die Güte haben ihm wo Du kannst zu versichern, daß ich ihn liebe und sein Talent schätze. — Dies Alles vorläufig, denn später kannst Du thun, was Du willst! — — — Für diese kleine Dienstleistung gebe ich Dir carte blanche, und Du hast also freie Verfügung über meinen Geldbeutel. Halte in Deinen Forderungen aber Maß und Ziel, da es Dein eigener Vortheil sein wird, lebe indessen als reicher Mann, denn ich wünsche sogar, daß Du als mein Neffe so lebst. Morgen reisest Du ab, und zwar wie schon bestimmt ist, nach Bonn. Sei fleißig, nutze die Zeit und vor Allem unterlasse das Dichten! Deine gefüllte Reisechatoulle wird Dir abermals zeigen, mit welchen Geldsummen ich Dich für das Opfer entschädige, das Du mir durch Unterdrückung Deines

Talents zu bringen glaubst. — — Nun lebe wohl Walther, und laß mich, wenn auch nicht allzuviel Gutes, so doch auch nicht allzuviel Schlimmes von Dir hören."

Graf Lingen reichte seinem Neffen die Hand. Walther schien es nicht zu bemerken, denn er ergriff sie nicht. Sein Onkel sah ihn einige Sekunden scharf an und da sein Neffe weder seinen zu Boden gesenkten Blick erhob, noch ihm eine Sylbe antwortete, wandte er ihm den Rücken und schritt der Thüre entgegen.

Walther eilte ihm nach und sagte mit ruhiger Kälte: „Herr Graf, ein Wort!"

„Wie? — Graf! — — Was soll das heißen, wo ich Dir gestattet habe, mich Onkel zu nennen?"

„Vielleicht bleiben Sie, nachdem ich eine Antwort erhalten, nur noch Graf Lingen für mich, der Sie vordem waren, als ich Ihrem Gelde noch nicht mein Talent geopfert."

Hohnlächelnd sah Lingen auf den jungen Mann herab, der dabei blieb, sich für ein verkanntes Genie zu halten. „So!" sagte er langsam, schien dann noch etwas Anderes hinzufügen zu wollen, unterdrückte aber den begonnenen Satz und setzte mit Ruhe hinzu: „Fragen Sie, Graf Passenberg!"

„Soll Alexander von Hohenthal auch Ihr be-

vorzugter Neffe in Ihrer Gunst werden, wie er es in Bezug zum Vermögen bereits durch Schicksal und Gesetz ist.“ —

„Wozu diese Frage?“

„Lautet die Antwort bejahend, so gebe ich Alles auf, was Sie mir bieten, verfolge meinen eigenen Weg durch's Leben, der dann so Gott will nie mehr von meinem Vetter Alexander durchkreuzt wird. — Ich will, — ich mag ihm nicht begegnen, denn — ich hasse ihn, weil er ein vom Glück auffallend Begünstigter ist.“

„In wiefern? — Das wüßte ich doch nicht!“

„Nur das Eine. — Er ist Ihr Erbe.“

„Das ist noch sehr ungewiß.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß!“

„Sie — Sie beabsichtigen noch — einmal — zu — heirathen?“ —

„Fragst Du das in Deinem — oder Alexander's Interesse?“ rief Lingen höhnisch.

„Ich bin dabei nicht interessirt, denn Alexander ist Ihr Erbe —

Lingen unterbrach seinen Neffen, indem er lebhaft hinzusetzte: „Doch Du bist Erbe, wenn er stirbt, und Du weißt, alle seine Brüder starben, obgleich sie junge, kräftige Männer waren! —

Doch, lassen wir Das und kehren zu unserm Thema zurück. Sage mir Hohenthal's ferneres Glück."

„O er hat tausendfaches!" rief Walther mit bebender Stimme.

„Nenne mir andere haltbarere Punkte, als den ersten, denn, heirathe ich und bekomme eigene Erben, zerfällt der in Nichts, den Du so eben anführtest."

„Sahen Sie je Alexander?"

„Nie! und ich weiß überhaupt Nichts von ihm, als was Du mir erzählt hast."

„Er ist selten schön. Sein Aeußeres hat eine dämonische Anziehungskraft, sie fesselt Jeden."

„Bist Du bei Sinnen Walther, Das als Glück anzuführen! Was thut bei einem Manne das Aeußere."

„Es erwirbt ihm die Herzen der Damen!"

Lingen lachte und rief: „O Du Kind, Du eifersüchtiger kleiner Narr. Ich sage Dir: habe Geist! und sei versichert, Du schlägst einen Adonis aus dem Felde!"

Graf Passenberg gerieth in Zorn über das Lachen und dieser riß ihn, was selten geschah hin, sich unvorsichtig zu äußern. In leidenschaftlicher, heftiger Erregung rief er: „Onkel, Sie kennen Alexander nicht, Sie wissen nicht, wie reich begabt er ist. — Ich zeigte ihm einst meine Gedichte, mein

Trauerspiel und sagte ihm, daß ich bedauere, nicht noch mehr zu besitzen, da ich dann eine Sammlung veranstalten könne. Da gab er mir ein Paket Manuscripte und bat mich, Das auszuwählen, was mir gefiele. Ich trug Alles zum Buchhändler und — —

Walther stockte, da ihm der Athem vor innerlicher starker Aufregung verging.

Lingen beobachtete ihn scharf und sah, wie der Neid bei ihm aus jedem Zuge sprach. Leicht und nachlässig sagte er: „Nun? — Der Buchhändler fand die Sachen gut. — Was ist daran?“ —

„Gut! Gut!“ schrie Walther giftig, dann lachte er bitter und höhnisch, indem er hinzusetzte: „Er war begeistert — entzückt — bot mir Geld über Geld, da die Sachen ein seltenes, wunderbares Talent verriethen.“

„Narrenspossen! Trug! Schein.“

„Nein, mein Onkel, das war Wahrheit.“

„Was thatest Du?“

„Ich gab sie Alexander zurück.“

„Mit dem Bescheid des Buchhändlers?“

Passenberg zögerte, endlich sagte er: „Nein! — Mein Onkel, ich war es nicht im Stande. Ich sagte — man fände die Arbeiten nicht des Druckes werth.“

„So! und wie nahm Alexander die Botschaft auf?“

„Ruhig! Er fand hinreichenden Trost in Ausübung seines andern Talents, von dem alle Künstler mit Anerkennung sprechen.“

„Das Letztere, lieber Walther klingt anders, als was Du bisher über Deinen Vetter sagtest.“

Walther biß sich auf die Lippen und schwieg.

Nach einer längern Pause hub Lingen von Neuem an: „Du mißgönnst Alexander Alles, wie ich sehe und fürchtest nun, er könnte Dich auch von dem Platze verdrängen, den ich Dir freiwillig eingeräumt habe. Du willst ihm daher aus dem Wege gehen und alle meine Gunstbezeigungen dem Gefühle des Hasses und Neides auf thörichte Weise opfern und in blinder Eifersucht und Leidenschaft den Vortheilen entsagen, die sich Dir durch mich bieten! — Nicht wahr Walther, das ist's?“

„Es machte mich so glücklich, Ihre Gunst errungen zu haben!“

„Errungen? — Du hast Nichts gethan, sie Dir zu erwerben. Ich schenkte sie Dir freiwillig und gab Deinem Schicksal eine andere Richtung, da ich mit Schrecken sah, wohin Deine Eitelkeit und verschrobene Phantasie Dich geleitet. Ich fürchtete, Du könntest noch mehr auf Abwege gerathen, wenn

Du Dir allein überlassen bliebest und keine Mittel hättest, standesgemäß zu leben. Vielleicht wäre mir Dein Loos gleichgültiger gewesen, wenn nicht eine Comteß Passenberg zu meiner Familie gehörte und sich nicht einst dieser Name mit dem Meinigen verbunden hätte. Was aber Alexander betrifft, ist er mir ganz gleichgültig."

„Gleichgültig? Sie wollen ja sein Talent ausbilden lassen, ihn mit Gunst überhäufen."

„Das fürchtet Dein Neid, das gaukelt Dir Deine Phantasie vor. Ich wende Alexander aber nur scheinbar meine Gunst zu."

„Wie! Nur scheinbar? Die Vestalin hat Sie nicht ganz für ihn eingenommen?"

Um Lingens Mund zuckte ein Lächeln bitterer Verachtung und er rief: „Ich Beschützer eines Talents bei mir verwandten Personen? — Nie!"

„Aber —"

„Lasse Deine „aber" nur bei Seite Walther und merke Dir Das: „Ich will Alexander's Talent nur zu meinen Zwecken benutzen, will es gebrauchen, um mich zu rächen."

„Aber Sie gründen dadurch sein Glück."

„Die Folgen meines Thuns kann ich nicht berechnen; aber ich bezweifle, daß sie sein Glück gründen, wenn Das, was Du vorhin andeutetest, wahr

ist und er Ludmilla Wangenheim, die Tochter des Oberforstmeisters liebt."

„Der in Auenburg lebende Forstassessor von Naumberg, mein Bekannter, behauptet es. Er sagt, sie sei die Sonne seines Lebens."

„Nun, dann wird bald die Nacht für ihn anbrechen!"

„Sie wollen ihn also aus seinen jetzigen Verhältnissen reißen?"

„Ihn von Auenburg entfernen, ist meine Absicht."

„Sie vernichten damit zugleich die Hoffnungen des Oberforstmeisters, der Alexander für Ludmilla bestimmt haben soll."

Ein Blitz teuflischer Freude leuchtete aus des Grafen Auge, als er mit schneidender Kälte sagte: „Und wenn das der Hauptzweck meiner ganzen Handlungsweise wäre? —"

„Aha! — Ich verstehe."

Ein widriges Lächeln verzog Wather's bleiches Gesicht. Graf Lingen bemerkte diesen Ausdruck und rief mit zitternder Stimme: „So? Du verstehst! — Du weist also, daß ich diese Wangenheim's hasse, kennst den Grund? Das sind zarte Familiengeheimnisse! — Nun Walther, hoffentlich erlebst Du bald, daß ich mich endlich gerächt und ihnen Allen vergolten habe. Alexandra Hohenthal ist todt; doch

ihr Herr Neffe lebt und er soll die Schmach abbüßen, die sie mir einst angethan, sowie dem schönen Fräulein Ludmilla die Starrköpfigkeit ihrer verehrten Tante vergolten werden wird."

Walther ergriff die Hand des Grafen, küßte sie und sprach sanft und liebevoll: „Möchten Ihre Absichten theurer Onkel mit Erfolg gekrönt werden."

Lingen lächelte abermals verächtlich, indem er kurz fragte: „Also der Herr Graf Passenberg thun mir jetzt die Ehre an, mich Onkel zu nennen?" —

„Verehrter Onkel, Verzeihung! Ich konnte es nicht ertragen, mich durch Alexander in Ihrer Gunst verdrängt zu sehen. Jetzt da ich sehe, daß Sie sein Glück nicht wollen, bin und bleibe ich Ihr, Ihnen treu ergebener Neffe über den Sie stets frei in allen Dingen verfügen können, wenn es sich darum handelt, Alexander zu schaden."

„Also mein Verbündeter! — Gut! — Wenn ich auch augenblicklich Deiner nicht bedarf, so doch später vielleicht, denn wer kann die Begebenheiten der Zukunft wissen — und wer weiß, wo Du mir noch einmal helfen und dienen kannst. — Gute Nacht und lebe wohl! denn wir werden uns morgen nicht mehr sehen, da es unnütz ist und wir ja alles Nöthige besprochen und verabredet haben."

Graf Lingen verließ das Zimmer.

Walther blieb zurück und versank in tiefe Gedanken. Als er sich nach langer Zeit seiner düstern Träumerei entriß, murmelte er leise in abgebrochenen Sätzen vor sich hin: „Die Welt hat nicht Unrecht, er ist böse, sehr böse — er war stets ein Teufel! Wird er mich auch mit seinen Krallen fassen? — Ja — er thats schon. — Geld, Geld, damit gewinnt er mich! — Talent — damit födert er den Andern! — Geld und Talent! o hätte ich Beides! Alexander hat's, denn der alte Waidmann giebt ihm Mittel, dem Talente zu leben! Ich? — Mich entreißt man dem Talente — — ich falle in die Hände meines bösen Onkels. Wird er mir schaden? — — — Nein! o nein, denn ich durchschaue ihn und vielleicht überflügle ich ihn, — denn Talent, — Talent zur Durchführung böser Thaten habe ich, Talent zur Schlechtigkeit besitze ich! — Ha, ha! doch was thut's, wenn man nur überhaupt Talent für ein besonderes Fach hat, dann kommt man schon durch die Welt und durch die Welt will ich, muß ich auf glänzender Bahn dahinwandeln."

Walther suchte die Ruhe und fand sie.

Nicht so Lingen, der bis nach Mitternacht rast-

los in seinem Zimmer auf und nieder ging und an seinen Erben dachte, dem er weder Glück und Liebe, noch Geld und Talent gönnte.

Graf Passenberg reiste am folgenden Tage nach Bonn.

Lingen stand wenige Tage später im Begriff, ebenfalls abzureisen und zwar nach Auenburg, als eine Estafette aus dem Füstenthume B** anlangte, und der Brief, den er von der Gemahlin seines Freundes, der Fürstin erhielt, veranlaßte ihn, seinen Plan zu ändern und schleunigst nach B** zu reisen, um seinen Beistand Denjenigen zu Theil werden zu lassen, die dessen bedurften und ihn baten, dahin zu kommen.

Es war ihm unangenehm, seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigen zu müssen, um die Wünsche Anderer zu befriedigen; doch war es ihm unmöglich, sie nicht zu erfüllen, da er seit zu langen Jahren mit dem Fürsten und dessen Gemahlin auf das Innigste befreundet gewesen war und sie ihn stets mit großer Auszeichnung behandelt hatten.

Der Dienst, den die Fürstin in dem Augenblicke von Graf Lingen beanspruchte und welchen sie nur

mit einzelnen mystischen, nur ihm verständlichen Worten andeutete, stellte ihm für den Fall des Gelingens Etwas in Aussicht, nach dem sein Sinn seit langer Zeit gestanden und das zu erreichen er fast aufgegeben hatte. In B** lebte nämlich seit einiger Zeit ein Mädchen, deren bedeutende Erscheinung ihn angezogen und deren Geist ihn gefesselt. Da sie ganz arm war hatte er geglaubt, sie sich durch seinen Reichthum und Grafentitel sofort erobern zu können und nach Scharfenstein zu versetzen, wo er den Rest seines Lebens fern vom Treiben der Welt, in Ruhe und behaglicher Häuslichkeit zuzubringen gedachte. Melanie von Clairville, die Dame, welche er gewürdigt, mit Auszeichnung zu behandeln, hatte aber zu des Grafen Erstaunen, die Ehre, die er ihr zugedacht, mit Feinheit, Entschiedenheit, Kälte und Ruhe zurückgewiesen; und grollend der, die gewagt, ihn zu beleidigen, war er nach Scharfenstein zurückgekehrt.

Die Fürstin, welche während der Werbung des Grafen um Melanie, die Nichte des Staatsministers, gethan, als ob sie Nichts merke, ließ in ihrem Briefe an den Grafen deutlich hervorblicken, daß sie Alles wisse und fügte bei, seine Absichten kräftig unterstützen zu wollen. Graf Lingen zweifelte nun durchaus nicht, daß, wenn er auf die Weise

protegirt würde, er Erfolg haben müsse. Schnell begab er sich daher nach B** zurück, um der Fürstin den Dienst zu leisten, der zu gleicher Zeit ihn auch an das Ziel seiner Wünsche bringen sollte.

So kurze Zeit Graf Lingen auch erst von B** abwesend gewesen, so viel und Wichtiges hatte sich in den wenigen Tagen im Familienkreise seiner Freunde zugetragen und endlich hatte sich das Dunkel etwas gelichtet, mit dem der Sohn des Fürsten, der Erbprinz, sich zur lebhaftesten Unruhe seiner Eltern seit Jahresfrist umgeben.

Zwei Jahre vordem war nämlich dem Fürsten von der Königin zu *** der Vorschlag gemacht worden, seinen Sohn mit ihrer Pflegetochter, der Prinzessin Mathilde von Z* zu verheirathen, die ihr und seiner Gemahlin entfernt verwandt war. Der Fürst, sowie die Fürstin waren sehr glücklich über diesen Gedanken ihrer Cousine gewesen, welche ihrem Sohne eine so gute Partie zudachte. Auch der Erbprinz hatte sich zu jener Zeit mit Freuden zu der Heirath bereit erklärt, seit Jahresfrist aber geschwiegen, wenn davon die Rede gewesen, ihn mit der Prinzessin zu verloben, die bald erwachsen sei. Er hatte B** vor einem Jahre verlassen, nachdem er von einem Besuche im benachbarten Herzogthume G* zurückgekehrt, wo er mehrere Mo-

nate in der Residenz des Herzogs sich aufgehalten. Seinen Eltern war die plötzliche Reiselust des Prinzen aufgefallen und sie ließen in Paris, wo er sich befand, Nachforschungen anstellen. Etwas Gewisses ergab sich nicht. Sein Vater verlangte endlich bestimmt seine Rückkehr nach B** und der Erbprinz kam in den Tagen zurück, wo Graf Lingen B** verlassen. Der Fürst hörte, daß er nicht auf directem Wege aus Paris angelangt sei, sondern einen Umweg durch die Residenz des Herzogs gemacht. Auf Befragen antwortete der Prinz, seinen Freund den Herzog besucht zu haben.

Die Vermählungsangelegenheit kam abermals und ernstlicher zur Sprache. Der Erbprinz erklärte sich entschieden dagegen und gestand seiner Mutter, die er zärtlich liebte, endlich ein, eine andere tiefe Neigung zu einem jungen Mädchen zu haben, welche es ihm unmöglich mache, Prinzessin Mathilde zu heirathen. Die Fürstin suchte etwas Näheres über die Dame zu erfahren; doch ihr Sohn sagte nur noch, daß sie schön sei und von vornehmer Geburt wäre, beobachtete aber sonst das tiefste Schweigen über das ganze Verhältniß.

Die Fürstin kannte die Gutmüthigkeit und Schwäche ihres Sohnes genau und hielt sich überzeugt, daß wenn er jener Dame nicht bald entrissen

würde, sie ihn durch ihren Einfluß vielleicht noch geradezu bewegen könne, eine morganatische Ehe mit ihr einzugehen. Sie rief daher Graf Lingen herbei, dessen Thätigkeit und Energie sie kannte, vertraute ihm Alles an was sie wußte und bat ihn, ihren Sohn aus den Netzen jenes schönen Mädchens zu befreien, welches den Absichten zweier Fürstenhäuser hindernd in den Weg trat und deren Pläne durchkreuzte. Graf Lingen, der nach allen empfangenen Nachrichten es für das Beste erachtete, in der Residenz des Herzogs von S* Nachforschungen nach der Liebe des Erbprinzen anzustellen, reiste, von den besten Segenswünschen des fürstlichen Paares begleitet, dahin. Die Reise brachte ihn seiner eigenen Heimath und dem Aufenthaltsorte seines Neffen näher, denn die Grenze des Herzogthums S* berührte die des Königreichs ***, in dem die Oberförsterei Auenburg und seine eigenen Grundbesitzungen lagen. Die Oberförsterei befand sich der Grenze näher und die Forsten des Auenburger Reviers stießen unmittelbar an die des Herzogs von S*. Scharfenstein und die beiden andern Güter Lingens lagen tiefer im Lande und von dessen Residenzstadt *** nicht sehr weit entfernt.

Graf Lingen hatte anfangs große Lust, von S*

aus nach Auenburg zu fahren, um die persönliche Bekanntschaft seines Neffen zu machen; indessen nahmen einestheils seine Nachforschungen seine ganze Zeit in Anspruch und anderntheils fürchtete er, dann durch Alexander behindert zu werden, sich der Angelegenheit des Prinzen mit dem Eifer widmen zu können, den er für nöthig erachtete, entwickeln zu müssen, um sein der Fürstin gegebenes Wort zu lösen. Mehrere Wochen verbrachte er unter erfolglosen Bemühungen und während dieser Zeit erhielt er von dem Fürsten die Nachricht, daß der Prinz sich plötzlich wieder heimlich entfernt habe, als er die Kunde vernommen, daß Prinzessin Mathilde zum Besuch nach B** kommen werde. Der Fürst schrieb ferner, nun da sein Sohn fort sei, sich den Besuch seiner Nichte erst für Anfang des nächsten Jahres ausgebeten zu haben, bis zu welcher Zeit er hoffe, daß es dem Grafen gelingen werde, den Erbprinzen nach B** zurückzuführen. Kurz vor Weihnachten, wenige Tage nach Empfang dieses Briefes fand Lingen den ersten haltbaren Faden im dunkeln Labyrinth seiner Forschungen. Er jubelte laut und die vagesten Pläne durchkreuzten seinen Kopf. Die festeste Hoffnung, Alexander Hohenthal auf immer von Ludmilla trennen zu können, regte sich in seiner Seele und von Sekunde zu Sekunde

reihten sich an den einen Faden andere, die zuletzt das künstlichst verschlungenste Gewebe geheimer Machinationen bildeten. Je länger er über die Ausführung seiner Pläne nachdachte, desto mehr Chancen erhielt er für das Gelingen seiner kühnen neuen Idee und bald beseelte ihn nur der eine Gedanke, zu reussiren.

Mit triumphirendem Lächeln blickte er auf den Knoten, dessen Verschlingungen ihm so leicht zu entwirren schienen und dann beeilte er sich, die Personen in sein Netz zu ziehen, welche er in seinen Banden haben wollte, um sie nach seinem Gefallen leiten und gängeln zu können.

Zu diesem Zwecke mußte er die Residenz des Herzogthum's S* verlassen, in der er die letzten Wochen zugebracht. Bevor er abreiste, schrieb er dem Fürsten von B**, wohin er sich begab, und theilte ihm die frohen Hoffnungen mit, die ihn erfüllten.

Fünftes Kapitel.

Ueber die mit tiefen Schnee bedeckten Wege des Auenburger Forstes schritten in der Frühstunde des letzten Tages im Jahre 1830 schnell zwei Wanderer dahin, die von mehreren Jagdhunden begleitet wurden. Es waren Beides hohe, kräftige Männergestalten; doch sonst Beide gänzlich verschieden im Aeußern, Sein und Wesen.

Der Eine, der Oberforstmeister von Wangenheim, war ein Mann von ungefähr fünf und sechzig Jahren, der indessen durch seine Rüstigkeit zehn, ja fast fünfzehn Jahre jünger erschien. Er hatte ein ernstes männliches, von Wind und Wetter dunkel gebräuntes Antlitz, das gar manche Furche durchzog, die wohl nicht allein vom Laufe der Zeit,

sondern mehr von dem ehernen Griffel der schweren Hand des Schicksals gezeichnet worden. Ein dem Herzen wohlthuender Ausdruck von Offenheit, Biederkeit, Energie und fester Willenskraft lag in den Zügen seines Gesichts ausgeprägt. Sein Haar war von glänzendem Silberweiß und in dichten Locken drängte es sich unter der mit Pelz verbrämten grünen Mütze hervor, die keinen Schirm hatte, frei seine breite gewölbte Stirn zeigte, unter der seine klaren hellblauen Augen mit verständigem Ausdruck lebhaft umherschauten. Sein Blick ruhte prüfend bald auf den knorrigen Aesten der alten Eichen, bald auf den schlanken, glatten Buchenstämmen und deutlich merkte man die Freude, mit welcher er die schön gewachsenen Bäume betrachtete, welche des ihre Gestalt verhüllenden Laubes beraubt, nun frei die herrlichen Formen zeigten, die ihnen die Natur verliehen hatte.

Voller Stolz deutete er mitunter auf diesen oder jenen Lieblingsbaum; doch sein Begleiter blickte zu seinem augenscheinlichen Kummer stets mehr auf den im Strahl der Sonne in tausend bunten Farben schimmernden und glitzernden Reif der die Zweige krystallisirt hatte, als auf den Wuchs des Baumes.

Der alte Waidmann schüttelte bei solchen Anlässen mißvergnügt den Kopf und blickte sinnend zu Boden;

doch die leichteste Spurdes Wildes im Schnee leitete seine Gedanken schnell in den Kreislauf aller seiner Ideen, — dem Revier des Waldes — zurück, und bald war er mit Geist, Herz und Sinn, wieder in den Grenzen, in denen er sich allein wohl und behaglich fühlte.

Der Wald war seine Welt. — Die, welche außerhalb jener jetzt entlaubten Grenzen lag, kannte er wenig, fern stand er ihr von jeher und nie hatte sie ihm dauerndes Interesse einzuflößen vermocht.

Wangenheim war im Walde geboren und erzogen und hatte diese kleine, enge, stille und romantische Welt selten verlassen. Nach dem Tode seines Vaters war er durch den seiner Familie gnädig und huldvoll gesinnten Landesherrn zum Oberforstmeister in Auenburg ernannt worden und bekleidete jetzt seit vierzig Jahren diesen Posten.

In glücklicher Ehe hatte er mit seiner Frau gelebt bis der Tod sie ihm entrissen; doch durch seine Kinder war ihm manches bittere Herzeleid widerfahren. Von sieben Söhnen besaß er nur noch zwei, den ältesten und jüngsten; und von all' diesen Knaben hatte keiner Lust am Waidwerk gehabt, sondern ihr unstäter Sinn hatte sie hinaus in die Welt geführt, wo drei auf der See, und zwei im Kriege ihr Leben verloren.

Der Jüngste war seit Jahren dem Vaterhause völlig entfremdet, denn er stand im englischen Seedienste und der Aelteste war dort nur als Kind heimisch gewesen, denn nimmer hatte ihn sein Herz dahin zurückgeführt, seit er einmal daraus geschieden, und sich mit glühendem Eifer dem Studium der Arzeneiwissenschaften gewidmet hatte.

Das ganze Herz des Oberforstmeisters hing nun an dem einzigen seiner Kinder, das ihm geblieben war, an seiner Tochter Ludmilla, und er hatte, obgleich man es ihm vielfach gerathen, die zeitgemäße Mode mitzumachen und seine Tochter in eine Pensionsanstalt zu schicken, dennoch nicht vermocht, sich von ihr zu trennen. Der alte Mann konnte den Gedanken, sie zu verlieren überhaupt nicht fassen, und um dieses einzige Kind für Zeit seines Lebens an sich zu fesseln, war von ihm seit lange der Beschluß gefaßt worden, sie, wenn sie sich einst verheirathen sollte, nur einem im Auenburger Revier angestellten Forstbeamten zur Frau zu geben.

Seine Schwester, die Stiftsdame und deren Freundin, Alexandra Hohenthal, hatten den Plan entworfen, ihre Nichte und ihren Neffen miteinander zu vermählen und diese Idee auch dem Oberforstmeister mitgetheilt. Er hatte sich gern und freudig einverstanden mit diesem Plane erklärt,

wenn Alexander Hohenthal, sein Mündel, Forstmann würde, wo es dann nur einer Bitte an den König bedürfe, um ihm entweder im theoretischen oder praktischen Fache in Auenburg eine Stelle zu verschaffen.

Forstmann war Alexander Hohenthal zwar geworden und hatte vor einigen Jahren dadurch sehr das Herz des alten Wangenheim's, seines Vormundes, erfreut; ihm im Laufe der Zeit aber durch seine Vorliebe für Kunst und Literatur manche trübe sorgenvolle Stunde bereitet, und erfüllte auch zu der Zeit seinen Sinn mit mancher bangen Ahnung.

Mit zärtlicher Liebe hing Wangenheim an seinem jungen Förster, der der Sohn seines Jugendfreundes war und der Freund seiner verstorbenen Söhne gewesen, und immer noch hegte er die Hoffnung, die von der seinigen und der meisten übrigen Menschen weit abweichende Natur Alexander's, nach seinem Sinne umzuformen. Trotz hundert Beweisen, die er bereits dagegen empfangen, glaubte der alte Waidmann dennoch, Hohenthal zu ändern, ihn zu einem praktischen, für's Leben brauchbaren Menschen umzugestalten und seinen zu poetischer Schwärmerei hinneigenden Geist, wie sein der Kunst

offenes Gemüth für den einmal erwählten Forstberuf zu gewinnen.

Unablässig nahm er ihn mit in den Wald, unermüdlich rühmte er ihm die Vorzüge des Waidmannslebens — doch Alexander war und blieb unzugänglich für die ihm so lebhaft geschilderten Reize.

Er begleitete den Oberforstmeister — aber, wie ein Automat, denn Geist, Herz und Sinn zog auf ganz anderen Bahnen dahin, als er wandelte und völlig war er der ihn umgebenden Außenwelt entrückt. Auf den ersten Blick sah man es ihm an, daß er dem wirklichen Leben entfremdet war. Er besaß ein edles, anziehendes Aeußere; es war, wie sich die Phantasie die Erscheinung eines begabten Dichters ausmalt. Die Jagdkleidung, die er trug, paßte nicht zu ihm, wie ebenso wenig seine Erscheinung zu der kalten, winterlichen Umgebung im einsamen Forste, auf beschneitem Waldwege, begleitet von einer Koppel Jagdhunde. In den Wald würde Alexander Hohenthal nur gepaßt haben, wenn Laub die Bäume geschmückt, warmes Sonnenlicht ihre grünen Zweige durchschimmert hätte, während er sinnend und träumend auf weichem Rasenteppich lag.

Schwer, fast unmöglich, ist es, ein Antlitz, wie Alexander es besaß, zu skizziren. Solche Gesichter

erhalten ihre Hauptschönheit, ihren Hauptausdruck, der den Blick mit so magnetischer Kraft anzieht und fesselt, nur aus dem inneren Geistes- und Gefühlsleben; denn nur aus dem tiefen Borne dieser unergründlichen Quelle fließen deren geheimnißvolle, wunderbare Reize. Vor Allem ist es in einem solchen Gesichte das Auge und der Mund, welche hauptsächlich Anziehungskraft besitzen. Beides beschäftigt rastlos den Geist des Anschauenden, der unaufhörlich bemüht ist, das Räthsel zu lösen, welches Auge und Mund ihm aufgiebt. Der Ausdruck des Auges, ist Abdruck des Gedankens. Flüchtig schwebt er vorüber, sowie im wechselnden Fluge die Gedanken durch den Geist gleiten. Der Ausdruck des Mundes ist Abdruck der Stimmung, die gerade so veränderlich wie der Gedanke, bei Gemüthern der Art ist, welche nur im Reiche der Träume leben und an denen die Eindrücke der Außenwelt meistentheils rasch und spurlos vorübergleiten.

Das Auge Alexander's war stahlblau. Es nahm wohl zu Zeiten, wenn der volle Strahl des Lichts es traf, hellere Färbung an, erschien aber meistentheils dunkler und mystischer durch den tiefen Schatten der langen Wimpern, die den Blick schleierartig umhüllten. Diese Augen hatten für gewöhnlich einen sinnenden träumerischen Ausdruck, belebten sich

aber, sowie er sprach und zeigten klar die wechselnden Empfindungen seiner Seele. Sie mochten nun aber sinnend oder ernst blicken, gedankenvoll aufschauen, freudig leuchten, glänzend strahlen, von Geist sprühen, vor Zorn funkeln, Schreck, Angst, Entsetzen verrathen, Abscheu, Widerwillen, Verachtung ausdrücken, — immer war das Auge schön.

Sowie das Auge Zeugniß von seiner ungewöhnlichen Geistesrichtung gab, seine glühende und blühende Phantasie verrieth, — so offenbarten die Linien seines Mundes, daß sein Charakter edel und gut war. Der Mund ist der beste Enthüller des menschlichen Charakters. Nicht ist die schöne Form maßgebend, sondern die Züge. Sie verrathen die Gesinnungen des Herzens und zeigen deutlich die Eigenschaften des Charakters. Wer Neid und Bosheit in sich trägt; es offenbart sich klar in den gesenkten Winkeln des Mundes. Anmaßende Ueberhebung des Charakters beurkundet sich nirgend deutlicher, als in den widerlichen Zügen hochmüthigen Dünkels, die den reizendsten Mund verunstalten können, einem der Form nach unschönen Mund aber ein vollständig abschreckendes Aussehen geben.

Die Stirn Alexander Hohenthal's zeigte sich wie bei fast allen poetischen Naturen als Sammelplatz der Gedanken. Es lag auf ihr träumerische

Ruhe, tiefe Gedankenfülle; doch weder ein Ausdruck von Energie, noch von Thatkraft und Entschlossenheit. Von letztern Eigenschaften lag auch Nichts in seinem Charakter. Er besaß keine zum Kampf und Ringen mit dem Schicksal organisirte Natur. Er wich dem Sturme des Lebens aus, wo er konnte. Ruhe, Frieden, Glück waren seine Lebenselemente. Seine Natur mußte, um sich frei in ihrer ganzen poetischen Schönheit entfalten zu können, fern von allem Unangenehmen bleiben. Der Staub des alltäglichen Lebens durfte die poetischen Träume seines Herzens nicht anwehen. Um zufrieden und glücklich zu sein durfte er durch Nichts beengt und gehemmt werden, da jede noch so leichte Fessel lähmend auf seine geistigen Fähigkeiten einwirkte und er nicht wirken und schaffen konnte.

Diesen zum poetischen Schaffen hinneigenden Drang, Hohenthal's Schwärmerei für die Kunst, nannte der Oberforstmeister Wangenheim „Unsinn und Firlefanz." Oft machte er sich Vorwürfe, Alexander in früher Jugend nicht besser beaufsichtigt und diese Neigung unterdrückt zu haben, als er noch sein Vormund war und ein Recht dazu hätte, über ihn zu wachen und ihn zu leiten.

Bis zu seinem sechzehnten Jahre war Alexander in der Familie des Oberforstmeisters gewesen und dort

wie eigenes Kind behandelt worden; dann war er auf eine Forstakademie gekommen. Als seine Studienzeit beendet, wurde er als Forstaspirant nach ***, der Residenz des Landes, versetzt. Er hatte anfangs die Idee, sich dem Theoretischen des Faches für immer zuzuwenden, änderte aber später diesen Plan.

In der Residenz lebte der älteste Sohn Wangenheim's. Er war Arzt, als solcher sehr geachtet und trotz seiner vielen Sonderbarkeiten außerordentlich beliebt. Einige Jahre nach seiner Niederlassung als praktischer Arzt in *** hatte er sich ein seit langer Zeit zum Verkauf ausstehendes, altes, ziemlich baufälliges Haus, — ehemaliges Franziskanerkloster, — gekauft. Den einen Flügel desselben hatte er ausbauen lassen und wohnte darin allein mit seiner ehemaligen Wärterin, die sich zu seiner Haushälterin emporgeschwungen.

Der Oberforstmeister richtete bei Hohenthal's Versetzung nach der Residenz die dringende Bitte an seinen Sohn, Alexander bei sich im Hause aufzunehmen und den jungen, gänzlich unerfahrenen und unpraktischen Mann zu beaufsichtigen und etwas zu leiten. Obgleich dem Doctor Wangenheim die Erfüllung der Bitte sehr unangenehm war, besaß er zu viel Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, seinem

Vater den Wunsch abzuschlagen. Er stellte Alexander daher sein Haus zur Disposition und dieser nahm das Anerbieten dankbar an. Hohenthal lebte nun mitten im Trouble des Residenzlebens doch gänzlich abgeschieden von der Welt hinter den hohen Mauern eines alten alterthümlichen Klosters. Den größern Flügel des Gebäudes, das an der einen Seite nach einem freien Platze, nach der andern in eine enge dunkle Gasse mündete, bewohnte der Doctor selbst. Dort hatte er in der obern Etage seine Sammlungen, seine Bibliothek, eine ziemlich werthvolle Bildergalerie und seine Wohngemächer. Letztere hatten die Aussicht nach dem freien Platze, während die hintern Zimmer und Säle des Flügels, die seine Schätze der Kunst und Wissenschaft bargen, nach der Gartenseite hinaus lagen. Im Parterre des Hauses war das Reich der Haushälterin Barbara Feldmann und einzelne Gastzimmer für auswärtige Freunde des Doctors.

Den kleinern Seitenflügel des Klosters, an dem Nichts erneuert und verändert worden, überließ Wangenheim Alexander. Er erwählte sich darin zwei im Parterre liegende große geräumige Zimmer. Sie gewährten eine freundliche Aussicht auf den von hohen, alten Ulmenbäumen beschatteten Garten und eine etwas schauerliche, aber durch-

aus romantische, auf den völlig verwilderten Kirchhof, an dessen Ende eine kleine gothische, halb verfallene Kapelle lag.

Keine Wohnung wäre Alexander lieber gewesen, als diese, welche seinem phantastischen Sinne tausend Dinge zur Anknüpfung bot; keine der schönsten Promenaden der Stadt würde ihm so reichhaltigen Stoff zu seinen poetischen Arbeiten geliefert haben, als jene Gänge, die er Abends bei Mondlicht machte, über die langen Corridore, und durch die Zellen des frühern Klosters, oder über den verwilderten romantischen Kirchhof und durch den stillen, einsamen Garten.

Das erste Jahr seines Aufenthaltes in der Residenz, stand Hohenthal gänzlich unter dem Einfluß des alten romantischen Hauses. Daß er Forstaspirant war, daran dachte er nur wenn es unumgänglich nöthig war, sonst beschäftigte er sich ausschließlich mit poetischen Arbeiten. Der Strom dichterischer Begeisterung hatte zu jener Zeit sein ganzes Innere durchdrungen. Er ließ ihn gar oft jeglichen Damm ruhiger, vernünftiger Weltanschauung überschreiten und sich verleiten, die ausschweifendsten Phantasien jugendlicher Schwärmereien und poetisch märchenhafter Visionen nieder zu schreiben. Doctor Wangenheim störte ihn nie. Er setzte alle möglichen

Thiere und Mißgeburten in Spiritus, ging seiner Praxis nach, studirte bis tief in die Nacht, und vergaß seinen jungen Schützling oft gänzlich. Da sie verschiedene Flügel des Hauses bewohnten, aus denen auch verschiedene Thüren ins Freie führten, begegneten sie sich selten. Geschah es, so redeten sie einige freundliche Worte zusammen und beim Scheiden ermahnte Wangenheim Alexander jedesmal, sich nur in allen Angelegenheiten, wo er etwas bedürfe, an Barbara Feldmann zu wenden.

Ein Zufall machte Alexander, der sich von Tag zu Tag mit größerer Leidenschaft und einem sich immer mehr steigernden Interesse der schönen Dichtkunst gewidmet, dieser Muse untreu. Er lernte nämlich in der Residenz den talentvollen jungen Maler Eberhard Ardau kennen und schloß sich eng an ihn an, da dessen offne, warme Natur ihm große Sympathie einflößte.

Für Ardau hatte aber die Bekanntschaft Hohenthal's doppeltes Interesse, weil er in ihm den Erben Scharfenstein's sah. Als Alexander erfuhr, daß Eberhard der Sohn des dortigen Kastellans war, ließ er sich Mancherlei von dem Orte erzählen, wo man sich bereits in Gedanken daran gewöhnt hatte, ihn als künftigen Herrn zu betrachten; doch spielte Ardau jemals darauf an, lehnte Hohenthal

es auf das Entschiedenste ab und meinte stets: „Graf Lingen heirathet sicherlich noch zum vierten Male.“ Eberhard fürchtete Das, je lieber er Alexander gewann.

Ardau machte Hohenthal mit einem ihm befreundeten Bildhauer bekannt, dessen Beschäftigung Alexander so anziehend wurde, daß er eines Tages auch zum Thone griff und zu modelliren begann.

Der Bildhauer warf einen flüchtigen Blick auf die Arbeit seines neuen Bekannten, ließ dann den Meißel ruhen und betrachtete mit Erstaunen das vorschreitende Werk eines ersten Versuchs.

In gedankenloser Träumerei wollte Alexander später das kleine Modell, das er geformt, zerstören, als sein Blick auf den Bildhauer fiel, der ihn wie ein Wunder anstarrte.

„Mein Gott, was haben Sie?“ fragte Alexander erstaunt, „verdarb ich Ihnen Etwas?“

„Sie sind ein Genie! Sie besitzen ein Talent, wie man es unter Tausenden nicht findet!“ lautete die enthusiasmirte Antwort des Künstlers, und das Modell von Neuem betrachtend, setzte er hinzu: „Wer lehrte Sie, diese anmuthigen Linien, diese gerundeten Formen machen?“ — „Ich zeichne ein wenig,“ entgegnete Alexander bescheiden.

„Werden Sie Bildhauer!“ rief der Andere ein-

dringlich. „Reisen Sie nach Italien, denn unter Thorwaldson müssen Sie Ihre Studien machen!“

Alexander lächelte — doch, von dem Tage ab, modellirte er und da er stets Alles, was er anfing, mit dem Feuer der Leidenschaft betrieb, so verwandte er seine ganze Zeit auf diese neue Beschäftigung. Sein Hausgenosse bekümmerte sich um das Modelliren eben so wenig, wie früher um das Schreiben und Dichten; doch als Alexander sich selbst ein Atelier einrichten ließ und darin unabläßig wirkte und schaffte, schrieb er eines Tages an seinen Vater, daß es ihm scheine, als ob Alexander mehr Neigung zum Künstler, als Forstmann habe.

Der Oberforstmeister dachte indessen: „es ist besser, wenn er seine Mußestunden im Atelier, als im Wirthshause zubringt!“ und bat seinen Sohn, Alexander nicht am Modelliren zu hindern. Er erstaunte aber lebhaft, als Hohenthal ihm nach Jahresfrist anzeigte, daß er die Absicht habe, Bildhauer zu werden; und ihn bat, ihm offen seine Vermögensverhältnisse darzulegen. Wangenheim kam in die Residenz. Seine fünfzehnjährige Tochter Ludmilla begleitete ihn. Mit tiefer Betrübniß hörte der Oberforstmeister von Alexander's Vorgesetzten, daß er gänzlich die Pflichten seines Berufes vernachläßigt und nur der Kunst gelebt habe.

Der Bildhauer, mit dem er über Hohenthal's Leistungen sprach, versicherte ihm, daß er ein großes Talent besitze, und redete Wangenheim zu, es ausbilden zu lassen. Wangenheim war trostlos über das Talent seines Pflegesohns, erklärte sich aber zuletzt bereit, Alexander die Mittel zur Reise nach Italien verschaffen zu wollen. Hohenthal erfuhr bei der Gelegenheit zum ersten Male, daß er nicht das geringste eigene Vermögen besaß und sein Vater durch die Kriegsjahre gänzlich verarmt war. Er hörte, daß Alles, was er seit Jahren an Geldmitteln erhalten, aus der Kasse des Oberforstmeisters geflossen und dieser auch die Wittwe seines ältesten Bruders und deren Kinder unterstützte, zu deren Existenz der Ertrag des kleinen Gutes, auf welchem sie mit ihren Töchtern lebte, nicht ausreichte.

Hohenthal, der viel Stolz besaß, wurde durch die Eröffnungen des Oberforstmeisters auf das Unangenehmste berührt. Nachdem er einen Blick in die wahre Sachlage seiner Verhältnisse gethan, lehnte er das Anerbieten Wangenheim's, ihm Mittel zur Reise nach Italien zu liefern, ab, und sagte ihm, daß er unter diesen Umständen seiner einmal erwählten Carrière treu bleiben wollte.

Der Oberforstmeister war glücklich über das Aufgeben des Planes, denn er hielt alle Künstler

für unnütze unglückliche Leute. Innig dankte er Gott, endlich die Scheu überwunden zu haben, Alexander offen zu sagen, daß er arm sei, da sein Mündel durch diese Einsicht veranlaßt worden war, die Idee, Bildhauer zu werden und Reisen zu machen, aufzugeben. Hätte Wangenheim aber seinen Liebling Alexander eine Stunde nach der ihm gemachten Eröffnung gesehen, die Freude des alten Mannes würde bei dem Anblick verschwunden sein, denn Hohenthal saß gänzlich niedergebeugt in seinem Atelier und drängte heiße, bittere Thränen zurück, die der Schmerz ihm auspreßte, „nur Talent und kein Geld zu besitzen.“

Niemand sah Hohenthal in den Stunden der entsetzlichsten Entmuthigung, welche der Enttäuschung und dem Aufgeben einer Idee folgten, die seit länger als einem Jahre sein Lieblingsgedanke gewesen war und dessen Ausführung er leicht bewerkstelligen zu können geglaubt. Eberhard Ardau, sein Freund, ahnte allein, wie groß der Schmerz Alexander's gewesen, denn er wußte, was es hieß: Talent, aber kein Geld zu besitzen; er kannte aus eigener Erfahrung die bittere Herzensverzweiflung: das rastlose Streben nach gründlicherer Ausbildung des Talents zu haben und durch Geldmangel daran verhindert zu werden.

Er rieth Hohenthal, die Idee, sich der Kunst zu widmen nicht so schnell aufzugeben und schlug ihm vor, Büsten zu modelliren, um sich das Reisegeld nach Italien zu erwerben. Hohenthal, der bis dahin sein Talent nur als Schmuck und Zierde seines Lebens betrachtet, bebte im ersten Augenblicke vor dem Rathe Ardau's zurück; doch als dieser ihm am folgenden Tage sagte: „Banquier Z**, den ich kürzlich gemalt, hat mich heute gebeten, ihm einen Bildhauer zuzuführen, da er seine Büste modellirt haben will und ich denke, Sie weisen die gute Gelegenheit, den Grundstein zu Ihrer Reise zu legen, nicht zurück!" entschied sich Alexander dafür, den Rath des Freundes zu befolgen, und ging mit Eberhard zu dem reichen Manne.

Zum Unglück für den jungen Künstler, der sehr den Formen der Schönheit huldigte, war Banquier Z** widerwärtig häßlich und seinen Gesichtszügen war deutlich der Stempel gemeiner Sinnesart aufgeprägt.

Hohenthal erbebte, verließ schon nach wenigen Sekunden, plötzliches Unwohlsein vorschützend, das Zimmer und lief wie gejagt aus dem Hause. Als Ardau ihn Abends besuchte, rief er ihm noch voller Indignation zu: „Wie konnten Sie mir zu-

muthen, die Büste eines solchen Menschen zu modelliren!"

Ardau blickte ihn erstaunt an und Hohenthal fuhr erregt fort: „Nicht fünf Minuten lang könnte ich dieses widerliche Gesicht ansehen, geschweige im Stande sein, solche Züge zu modelliren."

Eberhard lachte. Er kannte die Eigenthümlichkeit im Charakter Alexander's, plötzlichen, unumstößlichen Widerwillen gegen einzelne Menschen zu fassen und deren Anblick zu vermeiden; jedoch glaubte er, daß diese Antipathie zu besiegen sein müsse, wenn der Vortheil oder die Nothwendigkeit es gebiete, und sprach unumwunden diese Meinung aus.

Hohenthal versicherte, nie zu dieser Anschauungsweise zu gelangen, und als Ardau ärgerlich rief: „Aber mein Gott, alle Menschen können doch nicht schön sein!" antwortete er ruhig: „Das weiß ich wohl, lieber Eberhard; doch verlangen Sie nur nicht von mir, daß ich so häßliche Leute modelliren soll."

„Auch nicht wenn es Ihnen Vortheil bringt? —"

„Nimmer! — Um mein Talent nur als Erwerbszweig zu betrachten, ist es mir zu heilig —, das Geld zu werthlos!"

Ardau zuckte die Achseln.

Am nächsten Morgen kam er abermals zu Alexan-

der und bat ihn, ihn zu einer gefeierten Schönheit der Residenz zu begleiten, die ein Reliefportrait von sich haben wolle.

Dieser Versuch mißlang wie der erste, denn die junge schöne Frau stieß bereits bei der ersten Sitzung den Künstler durch ihre Kokettерie zurück.

Ardau, der geglaubt, daß dieses Mal sein Freund keinen Einwand erheben könne, erstaunte nicht wenig, als Hohenthal ihm sagte: „Ebenso wenig wie es mir möglich sein würde, ein Bild der Gemeinheit zu modelliren, könnte ich es durchführen, einem so gefallsüchtigen, eiteln und verzierten Geschöpfe gegenüber zu sitzen und Züge zu studiren, die durch Charakterfehler entstellt sind und Nichts von ihrer ursprünglichen Reinheit behalten haben."

Ardau wurde ärgerlich und meinte „Hohenthal sei zu wunderlich und ihm sei nicht zu helfen," weshalb er ihn nun seinem eigenen Willen und Schicksale überlassen wolle.

Hohenthal war zufrieden, der Rathschläge seines Freundes jetzt überhoben zu sein, denn Rath zu befolgen, woraus ihm Unannehmlichkeiten erwuchsen, liebte er nicht. Er ging überhaupt am liebsten ungestört seinen eigenen Weg und wollte Jemand auf ihn einwirken, mußte es geschehen, ohne daß er es merkte und Etwas darüber hörte.

Die beiden Versuche, sich Geld zu erwerben, hatten Hohenthal sehr verstimmt. Mehrere Tage vergingen, bevor er die empfangenen unangenehmen Eindrücke überwinden und vergessen konnte.

Der Oberforstmeister und seine Tochter bemerkten Beide diese gedrückte Stimmung und versuchten Alexander seinen trüben Gedanken zu entreißen.

Der Erstere sagte überredend: „Gieb der Trauer den Laufpaß, Alexander, denn durch Betrübniß erreicht man Nichts. Verlasse die Residenz und gehe zum praktischen Dienste im Forstfache über, und ich werde Dir binnen Kurzem in Auenburg die erledigte Försterstelle verschaffen. Da kannst Du nach Herzenslust modelliren, denn der Dienst ist leicht und bald gethan."

Alexander zog der Gedanke, in der romantischen Einsamkeit Auenburgs zu leben an, und er entschied sich für Annahme der Försterstelle, als Ludmilla Wangenheim ihm ebenfalls zuredete, zu ihnen zu kommen und ihm versicherte, daß er dort ein Atelier finden solle.

Der Oberforstmeister und Ludmilla verließen die Residenz mit der Aussicht, daß Hohenthal ihnen bald folgen werde und bereuten Beide die gemachte Reise, welche dieses sie nicht beglückende Resultat geliefert. Vater und Tochter hingen mit

zu großer Liebe an Alexander, um nicht erfreut über seinen Entschluß zu sein, Forstmann bleiben zu wollen.

Alexander machte, bevor er die Residenz verließ, noch die Bekanntschaft seines Vetters Walther von Passenberg, doch fühlte er sich wenig von diesem Verwandten angezogen, der sich in maßloser Eitelkeit für das hervorragendste Talent unter Deutschlands Dichtern hielt.

Zum Bedauern seines Lehrers und aller ihm befreundeten Künstler in der Residenz schied Alexander aus dem hübschen Kreise, in dem er während einiger Jahre viele glückliche und genußreiche Stunden verlebt. Er verschwand zur lebhaftesten Betrübniß Aller, die sein Talent bewundert und angestaunt hatten, in dem tiefen Dunkel der schönen und schattigen Wälder um Auenburg, wo er Förster wurde.

Die ersten Monate war Alexander sehr glücklich und zufrieden in Auenburg. Er liebte die Natur, und die stille Einsamkeit des Waldes sagte ihm zu. Am Modelliren hinderte ihn Niemand und er war überhaupt frei von jedem lästigen Zwange. Der Oberforstmeister, der ihn gern für seinen Beruf gewinnen wollte, nahm ihm jedes Schwierige und Unbequeme in seiner neuen Stellung ab und

besorgte größtentheils selbst die Geschäfte seines Försters.

An Umgang fehlte es Alexander nicht, da in Auenburg viele Forstbeamte wohnten und geistreiche anregende Unterhaltung bot sich ihm im Familienkreise.

Das Oberhaupt dieses Kreises bildete der Oberforstmeister und ihn verehrte Alexander wie einen Vater. Diesem würdigen, ehrenhaften und gediegenen Charakter schloß sich seine Schwester Ludmilla, die Pathe seiner Tochter an. Sie hatte nach dem Tode ihrer Schwägerin ihr stilles Stift aus Liebe zu ihrer Nichte verlassen, deren Erziehung sie vollenden helfen wollte und auch vollendete.

Diese Stiftsdame war für Alexander das höchste Ideal eines weiblichen Charakters. Sie war sanft, mild, liebenswürdig und besaß bei allen diesen Eigenschaften zugleich einen hellen, scharfen, durchdringenden Verstand, gebildeten Geist und ein für Kunst und Literatur offenes Gemüth. Sie liebte Alexander, den sie seit seiner Kindheit kannte. Sein dem Gewöhnlichen entfremdeter, allem Hohen und Schönen mit Begeisterung zugewandter Sinn und Geist hatte sie von jeher interessirt und sorgsam waren von ihr die aufsprossenden Keime seiner poetischen Begabung gepflegt worden. Ihr hatte er stets jedes

im Fluge entstandene Gedicht und auch jeden Entwurf zu größern Arbeiten mitgetheilt und auch in Auenburg blieb sie in vielen Dingen seine einzige Vertraute.

„Tante Ludmilla" wie die Stiftsdame im Forsthause hieß und wie sie selbst Alexander nannte, übte durch ihr mildes, sanftes Wesen großen Einfluß auf ihre Umgebung aus und sie war der eigentliche Mittelpunct des häuslichen Kreises. Der Oberforstmeister wollte sie stets dazu bestimmen, Alexander vom Modelliren abzubringen; doch dazu verstand sie sich nicht. Sowie sie sein poetisches Talent bewundert und gepflegt, so bewunderte und pflegte sie sein neues Talent und ihren Geist durchkreuzte oft die Frage, auf welche Bahn ihn wohl noch das Schicksal, — das ihn so sehr in geistiger und körperlicher Beziehung bevorzugt hatte — treiben werde, denn, daß er nicht Forstmann blieb, sagten ihr alle Stimmen ihres Herzens.

Die dritte Person im Familienkreise des Forsthauses war ein Gelehrter. Er war vor 30 Jahren als Hauslehrer des ältesten Wangenheim'schen Sohnes nach Auenburg gekommen, und hatte diesen, wie die übrigen Knaben und Alexander unterrichtet. Als der jüngste Sohn auch das elterliche Haus verließ, um in die Welt einzutreten, da wollte er eben=

falls aus der Forstwohnung scheiden, konnte es aber nicht. Er hatte sich so an sein stilles Studierzimmer und den schönen, weiten Wald gewöhnt, daß er bat, ihn zu behalten. Gern willfahrte man seinem Wunsche, da Alle sich an ihn gewöhnt, und es sich nicht denken konnten, daß der kleine Doctor Sebaldus nicht mehr in Auenburg sein sollte.

Von dem Kostgelde, welches er zahlen wollte, war nur einmal die Rede gewesen, und dann nicht wieder. Der Oberforstmeister hatte zornig ausgerufen, als der Doctor ihm eine kleine Summe von seinen Ersparnissen in die Hand drücken wollte: „Lassen Sie solche Dummheiten!“ und Doctor Sebaldus, dem sonst Jeder übergroße Klugheit nachrühmte, war ganz bestürzt in sein Zimmer gegangen.

Wangenheim machte später diesen Ausruf wieder gut, denn als für seine einzige Tochter, sein jüngstes Kind Ludmilla, eine Gouvernante engagirt werden sollte und Sebaldus fragte, ob er nicht die Stelle einer solchen ersetzen könne, rief er: „Kein Mensch ist doch so klug und vernünftig wie Sie lieber Doctor!“

Doctor Sebaldus wurde also der Lehrer der kleinen Ludmilla und ertheilte ihr auch noch täglich Unterricht, als Alexander nach Auenburg kam. Er war nicht allein ein sehr gescheuter Mann, sondern

ein förmlicher Gelehrter, der in der tiefen Einsamkeit des Forsthauses den Schatz gründlichen Wissens sehr gepflegt und bereichert, den er einst als zweiunddreißigjähriger Mann mit sich gebracht hatte.

Die äußere Erscheinung des Doctors war etwas originell, denn er war ein wahres perpetuum mobile, dabei klein, sehr mager, grau von Haaren und Gesicht und besaß eine Menge kleiner komischer Angewohnheiten, zu welcher auch die gehörte, sich stets ganz braun zu kleiden.

Ein seltsames Gegenstück zu dieser Erscheinung bildete die vierte Person des Familienkreises, Fräulein Brigitte, das Factotum im Forsthause.

Sie war eine Cousine der verstorbenen Oberforstmeisterin; war vor 25 Jahren zum Besuch nach Auenburg gekommen und hatte die Grenzen des Waldes seitdem nur überschritten, wenn sie zur Kirche oder in Gesellschaft ging, oder in das benachbarte Landstädtchen fuhr, um Einkäufe zu besorgen. Sie war ein stilles, sanftes Gemüth, als sie als Mädchen von 27 Jahren ins Forsthaus kam, um im einsamen Waldesdunkel eine Neigung für einen jungen Mann zu überwinden, den ihre Eltern nicht als Schwiegersohn wünschten.

Die häuslichen Geschäfte, die sie in Auenburg übernahm, machten sie etwas lebhafter; doch im

Ganzen blieb sie sich gleich. Sie glitt wie ein Schatten durch das Haus, war nie heftig, nie zornig, lärmte niemals. Diesen guten Eigenschaften verdankte sie es auch, daß man sie im Forsthause behielt, als ihre Eltern starben. — Auf Herrn Adrian Sebaldus machte das sanfte Fräulein Brigitta von Kettenbach einen tiefen Eindruck. Sie wies aber seine Huldigungen zurück, da sie ihre erste Liebe nicht vergessen konnte. Doch als ihr Geliebter im Freiheitskriege das Leben eingebüßt und endlich sein Bild in ihrer Seele erloschen war, schien sie den Doctor mit geneigteren Blicken zu betrachten. Sebaldus war damals aber schon über die Jahre solcher Wünsche und Hoffnungen hinaus. Er studirte zu der Zeit gerade das Leben des heiligen Joseph und merkte durchaus nicht die Veränderung im Wesen des Fräuleins, für welches er einst geschwärmt hatte. Er sah nur zu seinem Bedauern, daß sie ihre stets schwarze Tracht abgelegt und rosa Kleider trug.

Brigitta liebte, litt, entsagte noch einmal. Sie wurde, nachdem sie eine kurze Zeit etwas unruhig und aufgeregt gewesen, wieder so still, sanft und ruhig wie früher und legte nun von Neuem dunkle Kleidung an, die indessen, statt der schwarzen, die graue Farbe hatte.

Als Alexander um die Mitte des Jahres 1829 nach Auenburg kam, merkte er Nichts mehr von der Liebe zwischen dem Doctor und Cousine Brigitta; sondern es war längst unter ihnen die ruhigste Freundschaft eingetreten. Sie erröthete nicht mehr, wenn er ihr blühende Anemonen und Kräuter von seinen botanischen Ausflügen mit heimbrachte und ihn setzte es auch durchaus nicht mehr in Verlegenheit, wenn sie ihm bei Gichtanfällen seine Flanelljacken mit Kampher durchräucherte und ihm Abends Thee gegen Husten ans Bett brachte.

Diese vier Personen waren Alexander lieb und theuer und er vermißte Jede, wenn sie in dem Kreise fehlte, der sich im Winter um den Theetisch im allgemeinen Wohnzimmer sammelte oder sich im Sommer Abends an dem steten Vereinigungspunkte, auf dem breiten Altane vor dem Forsthause einfand; doch die Liebste von Allen war auch ihm, der Liebling Aller, Ludmilla, die Tochter des Oberforstmeisters.

Der Vater nannte sie „mein Reh,“ Tante Ludmilla: „meine wilde Rose,“ Doctor Sebaldus: „die Nymphe von Auenburg,“ Cousine Brigitta: „mein Liebchen!“ Die Leute um Auenburg: „die schöne Waldblume,“ und Alexander rief stets: „Liebe Ludmilla!“

Er konnte dem Anscheine nach nicht ohne dies Kind, das so viele Namen hatte, leben und immer sah man sie Beide zusammen.

Nachdem Alexander aber ein Jahr das romantische Stillleben im Auenburger Forsthause genossen, erwachten seine frühern Wanderpläne und Kunstideen von Neuem mit Macht in seiner Seele. Er hatte eine Vestalin gearbeitet. Als er das Modell an seinen Lehrer geschickt, war ihm das schmeichelhafteste Lob zu Theil geworden und ihm von Neuem zugeredet, Bildhauer zu werden. Er erhielt später diese Statue in Gypsabguß und selbst der Oberforstmeister, der durchaus keinen Sinn für Kunst hatte, fand sie hübsch und war momentan stolz auf das unläugbare Talent Alexander's. Mit tiefem Schmerze sah Wangenheim aber, daß diese Statue die wie er durch Hohenthal erfahren, in der Residenz unter den Künstlern Sensation gemacht hatte, ihn nun zu neuen Arbeiten anfeuerte und er alle seine Geschäfte als Forstmann gänzlich vernachlässigte. Er sprach endlich ein ernstes Wort mit dem rastlos modellirenden Alexander und mahnte ihn, an seine nächste Pflicht zu denken.

Alexander verschloß sein Atelier. Er blieb nun den ganzen Tag über im Walde, so daß der Ober-

forstmeister entzückt von ihm und der großen Thätigkeit war, die er an den Tag legte.

Ludmilla und ihre Tante sahen aber ein, und täuschten sich keinen Augenblick darüber, daß die ganze Handlungsweise Hohenthal's ihren Grund nur in einer fieberhaften Aufregung hatte.

Diese fieberhafte Aufregung verschwand und machte plötzlich einer an Tiefsinn grenzenden Traurigkeit Platz, als Hohenthal eines Tages einen Brief von Eberhard Ardau erhielt und dieser ihm darin mittheilte, daß er am Ziele seiner langjährigen Wünsche stehe und nächstens nach Italien reisen würde.

Eberhard hatte von Scharfenstein aus geschrieben, des Grafen Lingen aber mit keinem Worte erwähnt.

Durch diesen Brief wurde in Alexander's Herzen trotzdem das Bild des alten Grafen hervorgerufen, und je öfter er an diesen Verwandten dachte, durch den er vielleicht in Zukunft zu großem Vermögen kommen konnte, desto lebhafter regte sich der Wunsch in seiner Seele, ihn kennen zu lernen. Die Stimme der Hoffnung flüsterte ihm zu: Graf Lingen würde ihm wohl das Geld, das er zur Ausbildung seines Talents bedürfe, geben, wenn er ihn darum bäte.

Diesen ihn rastlos verfolgenden Gedanken vertraute er endlich der Stiftsdame an. Sie erschrack,

denn sie kannte den stolzen Sinn des Grafen und sagte auch Alexander, daß er wohl nie das Geringste dazu thun werde, einen seiner Verwandten zum Künstler zu machen.

Alexander's einzige Hoffnung, blieb aber dennoch sein Onkel und als die Schwester des Oberforstmeisters in ihr Stift zurück zu reisen gedachte, beschloß er, sie zu begleiten, um Graf Lingen aufzusuchen.

Schneller als er gedacht, kam er nach Scharfenstein. Er fand seinen Onkel nicht und Eberhard Ardau errieth aus Alexander's Niedergeschlagenheit den Grund seines Besuches. Dasselbe, was die Stiftsdame dem jungen Forstmann über Graf Lingen gesagt, wiederholte ihm Ardau, der seinen Onkel genau kannte und wußte, wie dieser über die Ausbildung eines Talents dachte.

Es hatte wenig Wirkung auf Alexander, der, jemehr ihm die einzige Hoffnung, Geld zu erhalten schwand; sich desto fester an sie klammerte. Willkommen und erwünscht war ihm daher die Bitte der kleinen Linda, der er von seinen Arbeiten erzählt hatte, ihr eine Probe seines Talents zu senden. Er glaubte, daß ihr Vater, wenn er einen Beweis habe, welches Talent er besitze, sich dann schon eher

veranlaßt fühlen werde, ihn mit Geldmitteln zu unterstützen, um dasselbe auszubilden.

Es vergingen Wochen, in denen Alexander Nichts von Scharfenstein hörte. Er fürchtete schon, daß er seine, ihm so werthe Vestalin vergeblich abgesandt, das Herz seines Onkels zu rühren; doch eines Tages wurde seine Hoffnung von Neuem belebt, denn er erhielt aus dem Fürstenthum B** folgende Zeilen vom Grafen Lingen:

„Dein großes Talent, mein lieber Neffe, hat mich ebenso erfreut, wie überrascht. Ich bedaure nur, daß Du bei der Wahl Deiner Carrière auf eine falsche Bahn gerathen bist! — Du scheinst zum Künstler, aber nicht zum schlichten Waidmanne bestimmt. Vielleicht läßt sich diesem Fehlgriffe noch abhelfen und ich werde nächstens Schritte thun, Dich, wenn Du willst, in eine Sphäre zu bringen, welche, wie ich glaube und hoffe, Dir mehr zusagen wird und muß, als Die, in der Du Dich jetzt bewegst."

Seit Empfang dieses Briefes war Alexander wiederum fest an sein Atelier gebannt. Er besorgte Keins der ihm obliegenden Geschäfte, und Wangenheim war innerlich in Verzweiflung über das Talent und den Kunstsinn seines Försters. Er verwünschte im Geheimen die Reise nach Scharfenstein,

denn ihm ahnte, daß Graf Lingen, der schon einmal in seinem Leben Unheil und Unglück in's Auenburger Forsthaus gebracht, auch jetzt von Neuem als der böse Engel seines Hauses auftreten werde. Um aber Alexander nicht vollends gegen seinen Beruf einzunehmen, ließ er ihn gewähren und modelliren so viel er wollte; doch als sich Woche an Woche reihte, kein weiterer Bescheid vom Grafen Lingen kam, Alexander nur noch für die Kunst lebte und Nichts von Dem that, was ihm oblag, meinte der alte Oberforstmeister, Etwas thun zu müssen, um seinen Förster aus den Träumereien aufzuschütteln, in die er gänzlich versunken war. Er beabsichtigte, abermals, wie schon einmal, ein ernstes Wort an ihn zu richten und an die Pflichten zu erinnern, die er übernommen hatte.

Wangenheim glaubte, der letzte Tag im alten Jahre sei zu solcher Ermahnung am geeignetsten. Er hatte daher Alexander zu einer Tour durch den Wald aufgefordert, denn im Walde konnte der alte Waidmann, wie er aus langjähriger Erfahrung wußte, am besten reden. Als er indessen die Strafpredigt beginnen wollte und den Sünder von der Seite anblickte, merkte er, daß Alexander's Gedanken weit ab schweiften und er nur mechanisch seinen Schritten folgte.

„An was in aller Welt mag er nur wieder denken!" murmelte Wangenheim vor sich hin. — Da fiel ihm ein, daß der letzte Decembertag, der Todestag seines Vaters sei, und er meinte, der Sohn feiere Rückerinnerungen an die Vergangenheit.

An diesen Gedanken des Oberförsters reihte sich der, daß Alexander im Rückblick auf sein vergangenes Leben auf wenig Erfreuliches stieße und der Tod ihm überall als Zerstörer und Vernichter seiner Lebensfreuden entgegentreten müsse.

„Da will ich ihm nur nicht jetzt noch mit meiner Strafpredigt kommen!" dachte der alte Waidmann, „denn ist man traurig, trifft jedes Wort tiefer in's Herz, — berührt unsanfter das verwundete Gemüth und leicht erfüllt in solchen Stunden Bitterkeit die Seele, wenn in das scheinbar übervolle Maß des Leides noch andere Wermuthstropfen fallen."

Indem er sich nun mit dem Gedanken tröstete, daß er seinem Förster am nächsten Tage in's Gewissen reden könne, überließ er Alexander seinem Sinnen.

Dies Sinnen führte Hohenthal aber nicht wie sein Begleiter dachte in die Vergangenheit, sondern leitete ihn in das dunkle Labyrinth der Zukunft. Er durcheilte alle Gänge desselben und wo

auch endlich seine Gedanken und Wünsche hinausliefen, sie führten ihn alle an das eine Ziel seines Strebens, seiner Sehnsucht — nach Italien, in's sonnige Land der Kunst! — — —

Sechstes Kapitel.

Das Forsthaus von Auenburg war ehemals ein Jagdschloß gewesen, das vor Zeiten im Sommer und Herbst von königlichen Gästen nicht leer wurde, jetzt aber seit Jahren dem Landesherrn nur stets für wenige Jagdtage zum Aufenthalt diente.

Es war kein großartiges, aber dennoch einen imposanten und romantischen Anblick gewährendes Gebäude, welches größtentheils im Renaissancestyl erbaut worden und bei dem die Gothik sich nur hier und in Verzierungen von Bogen und Stäbchen zeigte. Allzureiche Ornamentik überwucherte das ganze Bauwerk bis in die kleinsten Theile. An alle Rundstäbe und Karniese waren Perlen und Blätter angesetzt; und eine große Rolle spielten facettirte Säulen, die mit Blumen und Festons behängt waren. Topfartige, spiralförmig gefurchte,

mit Blumen und Blättern überdeckte Zwischenglieder, aus Federn gebildete Capitäle, zierten das kleine Schloß an allen vier Seiten, während die Hauptfacade noch außerdem in Nischen aufgestellte Faune und Satyrn, Liebesgötter und andere mythologische Figuren schmückten.

Das Schloß war ringsum von Wasser umgeben, lag erhöht auf einer Insel inmitten eines großen, klaren Teiches, den wogendes Schilf umkränzte. Ein breiter Altan von Stein umlief das ganze Gebäude und auf den Pfeilern ihres zierlich durchbrochenen Geländers standen kleine Statuen, die symbolische Zeichen der Jagd und Fischerei trugen. Eine Brücke führte von dem, von der Landstraße abweichenden, sich in Schlangenlienie durch den Wald dahinziehenden Fahrweg zu dem Schlosse, über dessen mächtigem Portale zwei Eberköpfe mit weit aufgerissenen Rachen angebracht waren, die von großen Hirschgeweihen noch überragt wurden.

Von dem Altane an der Rückseite des Hauses führte ebenfalls eine Brücke über das Wasser und mündete an der hohen Taxuswand, die den großen Garten umgab, dessen mittlere Fläche nicht wie seine beiden Seitenpartien, zum Nutzen, sondern nur zum Vergnügen bestimmt war.

Schattige Buchengänge durchschnitten diesen sogenannten Schloßgarten nach allen Seiten hin. In seiner Mitte befand sich ein Springbrunnen, welchen hohe in Pyramidenform zugestutzte Tannen umgaben, zwischen denen Rasenbänke angebracht waren. Vasen und Statuen, die auf mit Epheu umrankten Postamenten standen, befanden sich überall im Garten vertheilt. Zwei chinesische Tempel und zwei im Renaissancestyl erbaute Pavillons zierten die vier Ecken des Gartens und diese kleinen Gebäude umgaben die herrlichsten alten Baumgruppen.

Eichen- und Buchenwaldungen dehnten sich auf weiten Flächen und in langen Strecken hinter dem Garten aus und durch kleine, zierliche, in der Taxushecke befindliche Pforten gelangte man in diese schönen Waldungen.

Sowie an der Haupt- und Hinterfronte des Forsthauses Brücken über den Teich führten, so gelangte man vermittelst breiter Treppen von dem zu beiden Seiten des Gebäudes hinlaufenden Altane hinab an's Ufer des Wassers, wo Gondeln lagen, die im Sommer die Bewohner des Hauses oft zu den im Teiche zerstreut liegenden kleinen Inseln trugen, welche die Kunst zu hübschen Gärtchen umgestaltet hatte.

An jenem Wintertage, wo der Oberforstmeister

von Wangenheim mit Hohenthal den Wald durchschritt, zeigte die romantische Lage und Umgebung Auenburgs wenig von dem poetischen Zauber, der zu besserer Jahreszeit über dieser, im tiefen Waldesdunkel liegenden Einsamkeit ausgebreitet war.

Die alten knorrigen Eichen und hochstämmigen Buchen streckten ihre entlaubten Zweige, die glitzernder Reif deckte, wie in Verzweiflung, ob des an ihnen vom Winter begangenen Raubes, gen Himmel; doch der wölbte sich in klarer reiner Bläue über ihnen und lachte heiter zu ihrem Kummer. Ueber dem sonst so weichen Moosteppich des Waldes lagen hohe Schneelager ausgebreitet und auf diesen weißen Flächen hüpften krächzend und schreiend Raben und Dohlen umher, die vergeblich nach einem Morgenimbiß dort suchten, während durch das niedere Gebüsch die kleinern Vögel flatterten und hie und da ein braunes Blatt anpickten, welches der Sturm noch nicht zu Boden gerissen und der Schnee noch nicht begraben hatte.

Von dem bunten Blumenflor im Garten, der Fräulein Brigitta's Stolz und Freude war, war auch Nichts zu spüren und nur die dunkeln Tannenpyramiden, die ernsten Auges auf die Amphitrite in der Mitte des Springbrunnens schauten, welche in hohen Bogen einen mächtigen Wasserstrahl empor-

stieß, waren nebst dem Epheu, der auch das Bassin umrankte und dessen Zweige sich bis zu den ebenfalls Wasser speienden Delphinen am Rande des Bassins emporstreckten — das einzige Grün im Garten.

Auf dem Teiche, der das Schloß umgab, hatten sich hunderte von kleinen Eisinseln gebildet und der Strahl der Morgensonne tanzte glitzernd und blinkend auf diesen durch den starken Wind hin und her bewegten, sich sanft schaukelnden Eisflächen.

Die grauen Mauern des alten Jagdschlosses paßten mit ihrer dunkeln düstern Farbe zu der winterlichen Umgebung; doch stark und wirksam contrastirte gegen dieses Bild des Todes, das die Gegend lieferte, die warme sonnige Frühlingserscheinung Ludmilla's von Wangenheim.

Sie erschien plötzlich, wie ein lichter Sonnenstrahl aus dunkeln Wolken hervorbrechend, unter dem tiefen, düstern Schatten des Portalbogens, schritt dann mit schnellem, leichtem Schritte aus der Wölbung der Vorhalle hervor, eilte über den Altan hin und ließ ihr großes, hellbraunes Auge forschend nach allen offenen Lichtungen des Waldes schweifen.

Ludmilla besaß eine, sich weit über die Mittelgröße erhebende, volle, aber dabei doch schlanke und biegsame Gestalt. Ein am Oberkörper eng an-

schließendes, von den Hüften ab, in weiten, bauschigen Falten bis auf den kleinen schmalen Fuß herabfließendes Gewand von dem tiefen Blau der Kornblumen, stand ihr vortrefflich. Die feingefalteten weißen Spitzenstriche, die sich oben am Halse am Ausschnitt des Kleides und um die Handgelenke herzogen, verdunkelten nicht den leuchtenden Glanz ihres zarten Teints. Selten schön und klar war dieser Teint. Man glaubte unter der feinen, weißen Haut das Blut in der Art durchschimmern zu sehn, wie sich überall das feine Netzwerk der lichtblauen Aderstreifen bemerklich machte. Gleich flüchtigen Wolkenschatten zog und wogte das Blut durch ihr liebliches Antlitz. Es zeigte kaum eine Minute dieselbe Farbe, sondern durchlief fast ununterbrochen, vom zartesten Weiß alle Nüancirungen der Farbe bis zum tiefsten Purpur und lieferte ein ewig wechselvolles, warmes, lebendiges und anziehendes Bild.

In diesem wechselnden Colorit bestand eine der Hauptschönheiten des jungen Mädchens, eine andere in dem wechselnden Ausdruck ihrer Züge. Sie strahlten bald von innerer Heiterkeit, jugendlichen Muthwillen und fröhlicher Schelmerei, — zeigten dann wieder einen sinnenden Ernst, tiefes Nachdenken und große Sanftmuth. Dieser Ernst paßte vorzüglich zu dem klaren, offenen Blick des Auges

der ruhigen Hoheit und stillen Würde, die auf ihrer Stirn lagen.

Die untere Partie von Ludmilla's Gesichte war zum Lächeln und zum Frohsinn geschaffen. Ihr Mund gewann an Reiz wenn irgend eine jener harmlosen Neckereien über ihre rosigen Lippen glitten, die unaufhörlich ihren fröhlichen Sinn durchkreuzten. Sie neckte gern und neckte viel und Alle im Forsthause ließen es sich gern gefallen, wenn sie dafür nur das reizende Lächeln sahen, daß ihre Worte begleitete. — Ihr Haar war von dem herrlichsten Braun und in reicher, glänzender Fülle vorhanden. Sie trug es schlicht gescheitelt und auf Alexander's Wunsch am Hinterkopf in leichten, griechischen Knoten geschlungen. Es verhüllte, auf diese Weise geordnet, Nichts von den schönen Formen ihres Kopfes und Halses, sondern ließ frei all die reinen, edlen Linien an denselben sehen. In vollkommensten Verhältniß zu ihrem schönen Kopfe, stand ihre Gestalt. Sie war wie jener von vollendeter Proportion und dem reinsten Ebenmaß. In ihren Bewegungen lag etwas Rasches und Entschiedenes, ihr Gang war leicht und graziös und man merkte es ihr nicht an, daß ihr von keinem Tanzmeister die Regeln des Anstandes erklärt und beigebracht worden.

Als sie mit so flüchtigen Schritten über den

Altan hineilte, dann sinnend stehen blieb und in die Ferne schaute, öffneten sich zwei Fenster des Forsthauses. Aus dem einen blickte Fräulein Brigitta's, von einem Shwal dicht umwundenes Haupt, aus dem anderen, gegenüber liegenden, Doktor Sebaldus, oder vielmehr nur seine Nasenspitze und ein Büschel grauer Haare, denn alles Uebrige war verborgen unter dem großen heraufgezogenen Kragen seines Rockes.

Fräulein Brigitta schrie, das Fenster weit aufstoßend: „Liebchen, Du wirst Dich erkälten!“ Sebaldus rief aber nur durch eine Spalte: „Holde Nymphe von Auenburg, der Thermometer stieg um fünf Grad, — also! —“ — Er verschwand bei diesen Worten, Brigitta tief grüßend. — Ludmilla machte Brigitta einen tiefen Knix und rief dann laut: „Theurer Freund und Lehrer, ein Wort!“

Sebaldus öffnete abermals das Fenster ein wenig, indem er sagte: „Liebes Kind, ich komme ja gleich zum Frühstück hinunter; warte also, denn ich fürchte, mich zu erkälten. Es weht heute ein so scharfer Ostwind.“

„Nur eine Minute, liebster Doctor!“

„Nein keine Minute!“ rief Brigitta eifrig. Sie verlor allemal die ihre sonst eigenthümliche Ruhe, wenn es sich um die Wohlfahrt ihres früheren

Verehrers handelte und da sie bei längerer Unterhaltung die Nasenspitze von Sebaldus in Gefahr sah, setzte sie noch eifriger hinzu: „Du mußt jedenfalls warten bis zum Frühstück, mein Liebchen.“

Ludmilla liebte es nicht, zu warten und um Brigitta's Einmischung zu vermeiden, suchte sie sie zu entfernen. Mit erkünsteltem Entsetzen blickte sie dieselbe an und flüsterte erschrocken; „Brigittchen, der Ostwind hat Dir den Shwal verschoben, die Morgenhaube sitzt auf einem Ohr und man sieht unter Deinen braunen Löckchen, wie — weißes — —

Brigitta fuhr sich mit den Händen nach dem Kopfe, schlug das Fenster zu und verschwand. Sebaldus dagegen riß das seinige so weit auf, wie nur möglich, denn es galt, die Geliebte seiner Jugend zu vertheidigen. Laut rief er der lachenden Ludmilla zu: „Die Morgenhaube saß auf beiden Ohren und — und — — er stockte.

„Und? — — fragte sie schelmisch zu ihm aufblickend.

„Und nichts war von weißen Haaren zu sehen.“

„Ich sagte nichts von weißen Haaren.“

„Du meintest sie doch Kind, weiße Haare sind keine Schande.“

„Ich sagte kein Wort von Schande.“

„Hm, hm, so, so!“ rief er eifrig, „Graues

Haar hat jede Dame von — von — Doctor Sebaldus stockte abermals. Er entsann sich der einzigen Schwachheit und Lächerlichkeit seiner Flamme, noch jung sein zu wollen.

„Nur weiter!" bat Ludmilla neckend." „Also — graue Haare hat jede Dame von — von —

„Von dreißig — und einigen Jahren!" sagte er barsch.

„Meinen Sie damit, Cousinchen?" fragte sie lieblich und naiv.

„Du wirst auch einst graue Löckchen haben."

„Das hoffe ich! indessen, es hat noch beinahe vierzig Jahre Zeit bis ich, wie Cousinchen, dreißig und einige bin!"

„O Du Kobold! Du Unband, Du Wildfang! Wann wirst Du endlich eine sittsame Jungfrau werden?"

„Von jetzt ab mein theurer Lehrer, und als solche frage ich Sie, wie sich Ihre Monatsrosen befinden, und ob auch genug für mich zum heutigen Balle erblüht sind."

„Wie? Was? — Ich soll meine Monatsrosen abschneiden!"

„Gewiß! Ich hoffe Sie thun es gern."

„Gern! — O Du kleiner Barbar, Du Tyrann!"

„Ich bin ja sonst Ihr kleiner Liebling, Ihre reizende Waldnymphe, Ihr allerliebster Kobold."

„Auch meine kleine, reizende, allerliebste Schmeichelkatze."

„Nun, wie viel blühen, Sebalduschen? —"

„Ludmilla! Ludmilla!" rief er flehend.

„Mein theuerster Adrian, mein lieber, mein einzigster Herr Sebaldus!" entgegnete sie mit ihrem süßesten Lächeln.

„Ja, ja Du sollst Eine haben, mein Kind!" sprach er seufzend.

„Eine? —"

„Auch Zwei wenn Du gern willst."

„Mein lieber Herr Doctor, ich will mir einen Kranz machen, ich gebrauche also viele Rosen und viele Knospen."

„Einen Kranz! — — Viele Rosen — viele Knospen?"

„Ja, ja! viele Rosen, viele Knospen."

„Von meinen Rosenstöcken, Ludmilla? —"

„Gewiß. Wo sollte ich denn sonst welche herbekommen."

„Aus dem Treibhause, süßer Engel."

„Der Gärtner hat nichts Hübsches und ich will schöne Rosen haben, wie Niemand sie hat."

„Ach, Du mein Himmel ein Kranz von meinen

Rosen! — Nun meinetwegen, wenn es sein muß. Ich gebe zwei Kränze, wenn ich nur endlich das Fenster schließen darf, denn ich bekomme schon Ohrenstiche und Reißen in der Schulter."

„Sie dürfen jetzt! Schönen Dank."

Ludmilla umkreiste von Neuem das Haus. Sie sah Nichts und kehrte in das Wohnzimmer zurück, wo die Familie das Frühstück einzunehmen pflegte. Fräulein Brigitta saß hinter der Kaffeemaschine. Sie blickte bald auf die an der Wand hängende Kuckucksuhr, die die achte Stunde anzeigte, bald auf einen dampfenden hohen Kuchenauflauf, den sie zur Feier des Sylvesters gebacken und der sich zu senken begann.

Sie trug wie gewöhnlich ein graues mausfarbenes Gewand und ein weißes Spitzenhäubchen. Sie sah darin bescheiden und einfach, aber hübsch und angenehm aus, da über ihrer ganzen Erscheinung ein anziehender Ausdruck stillen Friedens ausgebreitet lag, der den Blick fesselte. Von Fräulein Brigitta unzertrennlich war ihr Strickzeug. Sie hielt es auch jetzt in den Händen und arbeitete fleißig an einer wollenen Magenbinde für den Doktor, denn für diesen strickte sie vorzugsweise, und Magenbinden hatte er bis jetzt noch nicht getragen.

Ludmilla ging einige Male in dem mit antiker

Pracht eingerichteten Wohnzimmer umher, das die Aussicht nach der Gartenseite hatte. Sie tröstete Brigitta über die zusammensinkende Größe ihres Kuchens, betrachtete dann die schon etwas verblichene Gobelintapete, auf der das Wunder, das dem heiligen Hubertus begegnet, eingewirkt war, und trat dann an das Fenster. Plötzlich entdeckte sie zwei durch den Wald gehende Gestalten. Sie erkannte ihren Vater und Alexander. Mit dem Ausrufe: „Da kommen sie!“ eilte sie aus dem Zimmer und rannte fast den eintretenden, aber schnell zur Seite springenden Doktor Sebaldus um. Leichtfüßig wie ein Reh flog sie über Altan und Brücke dahin, bog rechts in den Waldpfad und lag in wenigen Minuten im Arme ihres Vaters, den sie stürmisch und zärtlich küßte.

Er lächelte stolz und selig sein holdes Kind an, das frisch und rosig wie der junge Tag ihn mit klarem strahlenden Auge anschaute.

Ludmilla reichte Alexander die Hand, indem sie heiter sprach: „Guten Morgen Thorwaldson der Zweite! Kommst Du aus Rom oder aus dem Walde?“

Er lächelte sie freundlich an und sagte offen: „Aus Rom!“

Ein Schatten von Mißmuth legte sich über das

Antlitz des Oberforstmeisters; ein Zug von Wehmuth umschleierte momentan das heitere Gesicht des Mädchens. Ihr Auge senkte sich, während glühendes Erröthen ihre Stirn färbte, dann blickte Ludmilla auf und als sie den düstern Ausdruck auf der Stirn ihres Vaters gewahrte, bezwang sie sich. Ihr sonnenhelles Lächeln kehrte zurück, indem sie munter rief; „Das ist gut, daß Du eine so weite Promenade gemacht hast, denn nun wird Dein Appetit gut sein und Du nicht den Fehler an der Cousine Auflauf schmecken. Schade, daß Papa Dich nicht begleitet hat; doch er wird dem Kuchen Brigitta's auch schon Ehre anthun, denn ich glaube es war noch Nacht, als er bereits in den Wald ging. Aber jetzt beeilt Euch, daß wir zum Frühstück kommen, sonst zerfließt Cousinchen in Thränen."

Ludmilla wollte enteilen. Der Oberforstmeister aber, hielt sie zurück indem er sagte: „Halt mein Reh, hübsch ruhig! Du wirst noch die Schwindsucht von Deinem Laufen und Rennen bekommen. Außerdem wirst Du ja jetzt Dame und eine solche muß fein zierlich einherschreiten."

„Ich bin ein Kind des Waldes, ich bin keine Dame."

„Du besuchst heute den Ball in Auenstadt und wirst um deshalb als Dame in hiesiger Gegend be-

trachtet werden. Uebrigens bin ich sehr neugierig, wie Du Dich auf einem Balle benehmen wirst."

Ludmilla lachte, schmiegte ihren Kopf an den Arm ihres Vaters und sagte ruhig: „Sei nicht zu begierig, lieber Vater, denn Du wirst wohl nicht viel Neues zu sehen bekommen! Dein Reh wird im Ballsaale keine andern Sprünge machen, als im Walde."

„Was meinst Du, Alexander?"

„Ludmilla scherzt. Sie wird heute Abend kokettiren, wie alle andern jungen Mädchen. Sie wird sich zieren, sie wird —"

„Sie wird Nichts von all dem dummen Zeuge thun!" rief das Mädchen lebhaft.

„O doch!" entgegneten beide Herren neckend.

„Nein!"

„Alle Damen zieren sich, alle kokettiren!" sprach ihr Vater ernst.

„Nicht Alle, ich werde eine Ausnahme machen."

Ludmilla wurde ausgelacht, als sie diesen Entschluß so fest und sicher aussprach; dann fragte Hohenthal: „Konntest Du diese Nacht vor Freude schlafen?"

„Hm — es ging so ziemlich!" antwortete sie heiter lächelnd.

„Wie kann man sich nur so auf einen Ball freuen."

„Und Du freu'st Dich nicht, Alexander? —“

„Nein!“ sagte er ernst; „dergleichen Dinge haben mich nie glücklich gemacht, werden mir auch nie Freude machen können.“

„Du findest Freude an etwas Höherem, Edlerem, lieber Alexander.“

„Ich würde es können; doch Du weißt ja Ludmilla, wie sehr mir diese Freude getrübt wird.“

Der Oberforstmeister pfiff leise ein Jagdsignal, um Nichts von dem Unmuthe laut werden zu lassen, der sich bei Hohenthal's Antwort in seinem Herzen regte.

Alexander und Ludmilla schritten schweigend neben einander her. Seine Züge umdüsterten sich von Sekunde zu Sekunde. Sie wurde auch ernst und traurig, weil sie ahnte, welche Gefühle ihn bestürmten, denn sie kannte die Sehnsucht seines Herzens, deren Erfüllung fast unübersteigliche Hindernisse im Wege standen.

Die kleine Wolke, welche sich so schnell über die heitere Stimmung Aller gelagert, verschwand vor dem komischen Eindruck, den sie im Wohnzimmer bei ihrem Eintritt empfingen.

Nachdem nehmlich Fräulein Brigitta Doktor Sebaltus das tragische Schicksal ihres Kuchenauflaufs mitgetheilt, der immer mehr sank, je weiter die

Frühstücksstunde sich hinausschob, hatte sie wieder ihr Strickzeug ergriffen. Sie strickte emsig, während der bewegliche Doktor wie ein Irrwisch im Zimmer hin und her fuhr und die langen Schößze seines braunen Rockes ihn gleich schweren, dunkeln Flügeln umrauschten.

Fräulein Brigitta, die bisher nur Shwals und Strümpfe für Herrn Adrian gestrickt, zum Erstenmal eine Magenbinde in Angriff genommen hatte, weil der Doktor sich plötzlich für dieses neue Wärmemittel entschieden, wußte nicht, wie lang er den besagten Gegenstand zu haben wünschte. Prüfend beschaute sie darum ihren bereits mehrere Ellen langen Streifen und dann die zarte schmächtige Gestalt ihres Freundes.

So zerstreut nun auch Herr Sebaldus immer war und gewöhnlich Alles vergaß, was um ihn her sich ereignete und Nichts von Dem bemerkte was vorging, so hatte er dennoch stets einen klaren Blick für Alles, was mit Fräulein Brigitta zusammenhing. Er bemerkte daher auch plötzlich, daß nicht mehr die zusammengesunkene Größe des Sylvesterauflaufs ihren Geist in Anspruch nahm, sondern er so glücklich war, der Gegenstand ihrer aufmerksamsten Betrachtung zu sein. Er fragte, sie zögerte. Er fragte noch einmal und sie antwortete, dann näherte

er sich ihr, betrachtete wie sie, den langen gestrickten Streifen und nach einigen weiter ausgetauschten Worten und Bemerkungen, entschloß man sich, zum besten und sichersten Auskunftsmittel. Fräulein Brigitta erhob sich. Sie umwand ihren ehemaligen Verehrer mit dem gefertigten Gegenstande und Herr Sebaldus wurde nur etwas unruhig, als sie, den ihn fest umschließenden Gürtel, mit der langen Stricknadel zusteckte. Er beruhigte sich aber bald, die dicke Nadel in Nähe seines Herzens zu wissen und überlegte dann mit Fräulein Brigitta, ob sie das Werk beschließen könne oder noch weiter stricken solle.

In dem Augenblick traten Wangenheim, seine Tochter und Hohenthal in das Zimmer. Herr Sebaldus vergaß seine Magenbinde. Er eilte den Ankommenden so unbefangen entgegen, als sei er ein von Rosenketten umschlungener Genius, und erst ihr Lachen mahnte ihn an seinen sonderbar aussehenden Gürtel. Er eilte zu Fräulein Brigitta, die ihn von der Fessel befreite und wehrte sich dann gegen die Neckereien der muthwilligen Waldnymphe.

Ludmilla's schnell zurückgekehrte Heiterkeit schwand aber gänzlich als sie eine Stunde später in Alexander's Atelier war, ihm als Modell zu einer Statue der Hoffnung stand und bemerkte, daß vollständige

Trostlosigkeit das Gemüth des jungen Künstlers beherrschte.

Ihr — während er modellirte — mit freudiger fester Zuversicht zum Himmel empor gewandter Blick verwandelte sich in einen, tiefste Trauer ausdrückenden, als sie sah daß er, plötzlich in Gedanken versunken, inne hielt und nicht weiter arbeitete. Einige Sekunden verharrte sie noch in ihrer angenommenen Stellung — sich stützend auf den ihr zur Seite befindlichen Anker, dessen eine Spitze halb verhüllt durch die weichen Falten ihres lang herabfließenden, weißen, griechischen Gewandes war; — dann lehnte sie leise den Anker gegen ein's der im Atelier befindlichen Postamente, auf denen verschiedene Köpfe der Antiken standen — glitt mit leichtem Schritte durch das Zimmer, legte ihre Hand auf die Schulter des tiefsinnig Grübelnden und sagte ermuthigend: „Verzweifle doch nicht Alexander! Es kann sich ja noch Alles besser und anders gestalten als Du denkst und es den Anschein hat."

Er blickte sie mit trübem Lächeln an und entgegnete nicht ohne Anflug von Bitterkeit: „Du bist die personificirte Hoffnung, Ludmilla, Du hoffst und hoffst, vertrau'st und vertrau'st, obgleich Du warlich kaum mehr einen Strohhalm hast, Dich daran zu halten!"

„Die Hoffnung hat auch nicht immer einen Strohhalm, Alexander.“

„O scherze jetzt nicht, liebste Ludmilla!“

„Ich spreche im Ernst.“

„Sage mir, worauf sich Deine Hoffnungen gründen.“

„Bis jetzt auf einen Strohhalm; doch er kann sich zur festen Säule gestalten, der Grundstein zum Gebäude Deines Glückes werden!“

„Sprich deutlicher, Ludmilla.“

„Ich kann Dir noch nicht mehr sagen.“

„So ist es auch Nichts.“

„Glaube mir doch Alexander, denn Du weißt, ich täusche Dich nie.“

„Es ist wahr; doch ich kann nicht mehr hoffen! — Ich gehe selbst zu Grunde, da ich mein Talent zu Grunde gehen sehe.“

„Dein Talent wird nicht zu Grunde gehen, Du noch weniger!“

„O doch! Ich schreite nicht voran, ich fühle und weiß es. Ein Stillstehen auf der Bahn der Kunst, ist aber allemal ein Rückschritt. Hätte ich Geld gehabt, wie weit wäre ich dann wol jetzt.“

„Du kannst das Versäumte noch nachholen, denn Du bist jung.“

„Wann denn?“

„So warte doch!"

„Auf was, auf wen? — Auf meinen Onkel?"

„Er hilft Dir nicht."

„Ich fürchte es auch, und doch ist er der Einzige, der mir helfen könnte."

„Es findet sich vielleicht noch Jemand."

„So sprichst Du seit vierzehn Tagen, wo ich Dir sagte, wie unglücklich ich mich hier in Auenburg als Forstmann fühle, wie ich mich sehne, hier fort zu kommen, wo ich Nichts habe!"

Ludmilla zuckte leicht zusammen und ein tiefer, dunkler Schatten legte sich über ihre klare Stirn. Sie verscheuchte aber diesen Schatten und sagte zuversichtlich: „Ich hoffe Alexander, Du wirst bald glücklicher, bald zufriedener sein."

Hohenthal schwieg einige Minuten, dann sah er ernst das vor ihm stehende Mädchen an. Sie zwang sich zu einem heitern Lächeln und er sprach: „Nein Ludmilla, Du könntest mir nicht so fest und sicher Hilfe verheißen, wenn Deine Hoffnungen sich auf ganz unhaltbarem Boden erhöben und gründeten. Ich vertraue Dir also, thue, was Du verlangst und will an der Hoffnung weiter arbeiten, zu welchem Werke Du mich jetzt bestimmt hast."

Ludmilla griff nach ihrem Anker, nahm von Neuem ihre Stellung ein und während sie sich be-

mühte, die erste, zarte Hoffnung ihres Herzens, deren Wurzeln ihr ganzes Innere durchzweigten im ersten, jungen Keime zu ersticken, diente sie Alexander zu dem schönsten Modell der Hoffnung.

Er modellirte so lange bis Fräulein Brigitta erschien und ihm sein Vorbild entführte, sowie ihn ermahnte, Vorbereitungen zur Abfahrt nach Auenstadt zu treffen, wo Abends Ball war, an welchem die Bewohner des Forsthauses Theil zu nehmen gedachten.

Siebentes Kapitel.

In früher Nachmittagsstunde hielten zwei Schlitten vor dem Forsthause. In dem Ersten nahmen Brigitta und Sebaldus, im Zweiten Ludmilla und Hohenthal Platz. Den Oberforstmeister hielten noch Geschäfte in Auenburg zurück und er gedachte später mit einigen seiner jungen Forsteleven nachzukommen. Ludmilla bat ihn, ja nicht die Zeit zu versäumen, und erinnerte ihn daran, wie wichtig sein frühes Erscheinen auf dem Balle sei. Er lächelte sein vor Freude strahlendes Kind an, faßte dann leicht an seine Mütze, trat unter das Portal zurück und die Schlitten flogen rasch über die Brücke, hinein in den Wald.

Es war ein herrlicher Wintertag. Der Himmel tiefblau, von keiner Wolke umschattet, der Sonnenschein warm und glänzend. Die Dohlen wiegten sich schaukelnd auf den höchsten Spitzen der Bäume und über die einsamen Wege und Lichtungen des Waldes zogen mit ruhiger Majestät ganze Rudel zahmer Hirsche und Rehe dahin, und schauten mit klugen Augen die rasch vorübergleitenden Schlitten an.

Als die kleine Reisegesellschaft ungefähr eine Stunde weit gefahren war und die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, trennte sie sich. Fräulein Brigitta wollte nehmlich die kranke Frau eines Waldwärters, Namens Anton, besuchen und ihr Erfrischungen bringen. Diese wohnte dicht an der Grenze, wo der Auenburger Forst mit dem Waldhainer, — dem des Herzogthums G**; zusammenstieß.

Alexander mäßigte den schnellen Lauf seiner Pferde, um dem Doktor, der ihn wieder einholen wollte, nicht zu weiten Vorsprung abzugewinnen. Langsam fuhr der Schlitten über die hartgefrorene Bahn und erreichte nach kurzer Zeit eine weite, offene Waldlichtung, die an zwei Seiten von dunkeln Föhren umschlossen war. In der Mitte dieser Lichtung bezeichnete eine hohe steinerne Säule die

Grenze zwischen Königreich und Herzogthum. Drei Wege führten aus dieser Waldlichtung in das Königreich, einer über die Grenze in das Herzogthum und zwar nach dem Jagdschlosse Waldhain.

Alexander und Ludmilla mußten, um von dem Auenburger Wege auf den Auenstadter zu kommen, — die sich beide gegenüber lagen, — die von Bäumen freie Fläche in gerader Linie durchschneiden und an der Grenzsäule dicht vorüber fahren. Das Sonnenlicht fiel blendend auf die große weite Schneefläche. Alexander zog den dichten, grünen Schleier vor Ludmilla's Antlitz, um ihre Augen vor dem glitzernden Schneeglanze zu schützen. Sie hob ihn aber nach wenigen Sekunden wieder in die Höhe, indem sie rief: „Erst muß ich doch sehen, ob sich wieder Leute an der Grenzsäule verewigt haben."

Alexander hielt darum an der Stelle an. Ludmilla ließ ihre Blicke über die zwei Wände fortgleiten, welche sie zu übersehen vermochte. „Da ist nichts Neues hinzugekommen!" sagte sie nach einer Weile.

„Weißt Du Das so genau?"

„O gewiß! Ich sehe hier stets nach und freue mich immer, wenn ich auf bekannte Namen stoße."

„Wir wollen auf den beiden andern Seiten des Steines nachsehen, vielleicht findest Du da Etwas."

„Da steht Nichts! Jene Seiten zeigen nach Waldhain und Bernbach. Aus Waldhain aber kommt Nichts und die Bernbacher fahren jetzt stets den neuen Weg und nicht mehr diesen alten, der nur noch vom Kastellan des Waldhainer Schlosses befahren wird, wenn der überhaupt noch fährt.

Alexander hatte schon den Schlitten weiter dirigirt und überflog die Wand des Grenzstein's mit dem Auge. „Sieh doch Ludmilla!" rief er hastig, „was heißt Das?"

Ludmilla hatte auf dem Steinabsatze der Säule bereits auch ein Bouquet der schönsten frischen Blumen entdeckt. Ueber demselben standen die Worte: „Letzter Gruß von Olga Warloff."

„Ja, was ist das?" rief auch sie überrascht und blickte bald auf die Blumen, bald auf die mit Kohle deutlich und klar geschriebenen Worte.

„Das ist ein zarter Liebesgruß, Ludmilla; doch wem mag er gelten?"

„Uns keinenfalls, bester Alexander! übrigens ist das Liebeszeichen sehr vergänglicher Natur, denn — ein Schneefall — ein Regenguß — und verwischt ist Gruß und Name!"

„Vielleicht soll es nur eine flüchtige Erinnerung sein, und wieder vergehen, wenn ein Blick darauf geruht hat."

„Möglich! doch nun haben es vier Augen gesehen, für die es sicherlich nicht bestimmt war.

„Das ist nicht unsere Schuld!“

„Laß uns wenigstens die Discretion besitzen und schnell von hinnen eilen.“

„Besonders da ich glaube, Schellengeläut aus weiter Ferne zu vernehmen. Wahrscheinlich kommt Sebaldus und Brigitta.“

„Das ist unmöglich! Vielleicht ist es Der, für welchen Olga Warloff's letzter Gruß bestimmt ist.“

„Nun ihm müssen wir jedenfalls das Feld räumen!“ rief Alexander heiter und gab den Pferden ein Zeichen. Sie flogen der Föhrenwaldung entgegen und bald barg sie das tiefe Dickicht der Bäume. Als sie gesichert in derem Schutze waren, bat Ludmilla, anzuhalten.

Alexander that es, indem er sie mit ihrer Neugierde neckte.

„Bist Du denn nicht begierig, Den zu sehen, der hier an dieser einsamen, so wenig befahrenen Waldstelle vorüberkommt?“

„Nein. Es wird höchstens ein königlicher oder herzoglicher Forstbeamter sein.“

„Die sind an diesem Platze auch seltene Erscheinungen, übrigens glaube ich das nicht.“

„So ist's Sebaldus und Brigitta, liebe Ludmilla."

„Die noch weniger. Sie werden kaum in der Hütte des Waldwärters sein."

„Es scheint mir, Du rechnest fest auf den von Olga Warloff Gegrüßten." rief er lachend,

„Das thue ich auch; doch wer mag er, wer mag sie sein und wo mögen sie hausen?"

„Sicherlich in Waldhain."

„Waldhain ist ganz unbewohnt. Nur ein Kastellan lebt dort."

„Sieh Ludmilla, der Schlitten kommt aber vom Waldhainer Wege."

„Richtig! Nun kommt das Weitere unseres Abentheuers."

„Ludmilla und Alexander konnten zwischen den Baumstämmen hindurch, deutlich einen nahenden Schlitten erkennen. Er fuhr in gerader Richtung der Wand des Grenzsteins entgegen, an welcher der Gruß geschrieben stand. Im Schlitten saß ein Herr und er lenkte selbst die Pferde. Als er den Grenzstein erreicht, mußte sein Blick auf die Blumen fallen. Er hielt an, sprang aus dem Schlitten, nahm das Bouquet und stand eine Weile vor der Säule.

„Kannst Du sein Gesicht erkennen, Ludmilla?"

„Ja! ganz genau."

„Wie sieht er aus?"

„Hm, es geht; doch als Apoll würde er Dir nicht dienen können."

„Was thut er jetzt?"

„Er verwischt mit Schnee den Liebesgruß, wie mir scheint."

„Wie scharf Du siehst. Ich beneide Dich um Dein Auge."

„Du entbehrst wirklich nicht viel, Alexander, denn das Gesicht des Herrn ist durchaus nicht von Bedeutung. Laß uns weiter fahren!"

„Wie? Jetzt! Nein, Ludmilla, nun bin ich begierig."

„Wenn er aber diesen Weg einschlägt, uns hier, ihn beobachtend findet. Es wäre unangenehm."

„Ich werde umwenden! — Dann hat es den Anschein einer Begegnung und kann ihn nicht verletzen."

„Wir sind so rücksichtsvoll, als hätten wir es mit einem Prinzen zu thun."

„Wer weiß, ob es nicht einer ist, der hier im Walde verzaubert ist."

„Jedenfalls ein von Olga Warloff Bezauberter, wenn auch nicht Verzauberter."

Der Schlitten verließ in dem Augenblicke den

Platz am Grenzsteine. Er bog in den nach der Poststation Bernbach führenden Weg ein, der seitwärts von dem Auenstadter durch die Föhrenwaldung hinlief. Nachdem ungefähr fünf Minuten vergangen, kehrten Alexander und Ludmilla zu der Säule zurück. Die Blumen waren fort, Gruß und Name verwischt. — —

Sie blickten sich bedeutungsvoll an, dann zog Alexander wieder den Schleier vor Ludmilla's Antlitz und sagte: „Brigitta hat mir anempfohlen, Dich zu verhüllen, und Du kannst jetzt um so ruhiger hinter dieser Schutzwehr sein, da nun die Erlebnisse jedenfalls ihr Ende erreicht haben und uns nichts Außergewöhnliches mehr begegnen wird!"

„Das glaube ich auch, und mit dieser kleinen Episode wird der Roman für uns zu Ende sein. — Doch — horch! Da klingelt es ja schon wieder."

„Ist diese Lichtung heut behext? — Es ist sonst die einsamste Stelle im Walde."

„Der Ton der Schellen kommt uns entgegen, unsere Gefährten sind es also nicht!" rief Ludmilla, auf den Schall horchend.

„Nein, Du hast Recht, das Geläut dringt vom Auenstadter Wege zu uns her."

„So begegnen wir diesem Reisenden also, Alexander! laß uns fahren."

Sie fuhren der Föhrenwaldung entgegen. Als sie auf den schon einmal eingeschlagenen Weg einbiegen wollten, sahen sie in geringer Entfernung vor sich einen Schlitten im raschen Fluge daher kommen. Alexander wartete, denn die Bahn des Weges war an der Stelle schmal und zu beiden Seiten derselben lag hoher Schnee.

Der ankommende Schlitten war äußerst elegant, die Pferde von edelster Race und prächtig geschirrt, Kutscher und Bedienter in reicher Livree. Im Schlitten saß ein alter, vornehm aussehender Herr. Er war in einen prächtigen Zobelpelz gehüllt. Im Vorüberfahren heftete er sein blitzendes, schwarzes Auge prüfend auf Alexander und Ludmilla, welche Letztere unter dem dichten, dunkeln Schleier ganz unkenntlich war. Mit lauter, etwas scharfer Stimme gab der Herr den Befehl zum Halten. Er wandte sich darauf mit leichter, stolzer Neigung des Kopfes gegen Alexander und fragte verbindlich: „Bin ich auf dem richtigen Wege nach Schloß Waldhain, mein Herr?“

Alexander erwiderte höflich den Gruß und zeigte den Weg an, den der Kutscher einzuschlagen hatte.

„Ich danke bestens!“ entgegnete der Herr langsam, richtete von Neuem seinen Blick forschend auf Ludmilla's undurchdringlichen Schleier und setzte

etwas zögernd hinzu: „Verzeihen Sie die Frage, mein Herr; doch vermuthe ich richtig, wenn ich in Ihrer Begleiterin Fräulein Warloff zu erkennen glaube? —"

„Sie irren, die Dame ist nicht Fräulein Warloff." —

Ein Lächeln sonderbarer Art zuckte im Gesichte des Herrn. Er verneigte sich tiefer, indem er kalt sagte: „Ich bitte um Entschuldigung!"

Alexander grüßte stumm. Die Schlitten fuhren aneinander vorüber und hatten sich bald in den verschiedenen Richtungen des Waldes verloren.

„Nun, daß ich für diese Olga Warloff gehalten werden sollte, hätte ich mir auch noch nicht vor einer Minute träumen lassen."

„Ich auch nicht. Diese Dame muß aber jedenfalls jetzt in hiesiger Gegend leben."

„Es scheint so, und wahrscheinlich in Waldhain's tiefer Abgeschiedenheit und Einsamkeit."

„Die Einsamkeit ist wol dort jetzt belebt, denn binnen einer Viertelstunde kam ein Schlitten aus der Gegend und dieser fuhr hin."

„Ich möchte auch dahin, Alexander."

„Interessirt Dich Fräulein Warloff? —"

„Ich kann es nicht läugnen."

„Mich auch."

Beide versanken in Gedanken.

Wenige Minuten später holten Sebaldus und Brigitta sie ein.

„Sollen wir unser kleines Erlebniß an der Säule verschweigen?“ flüsterte Alexander Ludmilla zu.

„Ich glaube, wir handeln im Interesse der Personen, wenn wir es thun. Brigitta würde es heute Abend Allen mittheilen.“

„Gut, so schweigen wir davon, Ludmilla!“

„Wollen Sie Alexander wirklich nicht sagen, daß wir seinem Onkel, dem Grafen Lingen, begegnet sind?“ flüsterte Sebaldus dem Fräulein zu, als sie sich Beide dem voranfahrenden Schlitten näherten.

„Ich dächte, wir verschwiegen es, denn er könnte es meinem Cousin erzählen, und diesem würde es den Abend trüben, wenn er hörte, daß Graf Lingen in der Nähe von Auenburg ist.“

„Richtig! Es wird besser sein, wir schweigen. Ueberhaupt zweifle ich noch immer, daß er es war. Was sollte er auf dem Wege nach Waldhain thun?“

„Er war es!“ entgegnete Brigitta bestimmt, „ich kenne Lingen genau. Vielleicht besucht er jene junge, schöne Dame, von welcher uns der Wald-

wärter Anton erzählte, die seit Kurzem in Waldhain wohnen soll, wo seine Tochter in Diensten ist."

„Hm, hm! Sie könnten Recht haben. Er war stets ein Don Juan."

Fräulein Brigitta schlug den Schleier nieder und seufzte tief.

Achtes Kapitel.

An keinem Tage im Jahre herrschte in Auenstadt eine solche gewaltige Aufregung als am Sylvester, wo ein Ball im Gasthofe zum goldenen Löwen stattfand. Die ganze Stadt betheiligte sich so zu sagen an diesem Feste, denn auch diejenigen Einwohner, welche nicht zur Casinogesellschaft gehörten, lieferten den Hauptschmuck ihrer Wohnungen zur Dekoration des „Löwensaales." Sie ließen geduldig für den Tag ihre hohen Sekretaire und ihre Ofen der Zierde berauben, die sie schmückten, nämlich der Büsten des Königs, der Königin und Prinzen des königlichen Hauses, sowie einzelner Engel von Gyps, die auf diesen erhabenen Plätzen nach alter Landessitte thronten. Doch nicht allein die

Büsten und einzelne Ofenengel, die durch Ruß und Rauch etwas vom hellen Glanz ihrer einstmals lichten weißen Erscheinungen eingebüßt hatten, wanderten am Sylvestertage in den goldenen Löwen, sondern auch jede vom Winterfrost verschonte Blume wurde dort hin transportirt, um ihren Theil zu den grünen Lauben beizutragen, die aus diesen Stauden gebildet wurden, welche den Majestäten und Engeln ein lauschiges Asyl gewähren sollten.

Kränze von Buchsbaum zierten noch außerdem die Wände des Löwensaales. Bis fünf Uhr war es den Einwohnern des Städtchens, die nicht zur Gesellschaft gehörten, gestattet, einen Blick auf all die Herrlichkeiten zu werfen, die zu Ehren der Honorationen dort aufgebaut waren. Von fünf Uhr ab stellten sich aber andere Gestalten auf dem Hausflure und vor der Saalthüre ein. Es waren die sogenannten Warteposten, welche die Honorationen aufstellten. Sie mußten aufpassen, wenn Ballgäste den Saal betreten hatten und dann schnell nach Hause stürzen, um ihren Herrschaften den Bericht abzustatten, wer da sei. Die Auenstadter Honorationen liebten es nämlich nicht, die „Ersten“ zu sein. Die Frauen meinten, es sähe so aus, als ob sie das Tanzen nicht erwarten könnten, und da man doch das ganze Jahr auf diesen einen Ball gewartet — konnte man,

ihrer Ansicht nach, auch noch ein halb Stündchen warten, „bis Jemand da war.“

Nicht selten war es vorgekommen, daß diese halben Stündchen sich sehr weit ausgedehnt hatten, denn in dem Punkte, „nicht die Ersten auf dem Balle sein zu wollen,“ dachten Alle, welche auch sonst die verschiedensten Ansichten über Dinge und Sachen hegten, äußerst übereinstimmend, und so war es denn vorgekommen, daß, weil Einer auf den Andern gewartet, Alle gewartet.

Zum Glück der harrenden Auenstadter Honorationen betheiligten sich an ihrem Sylvesterballe auch die der Umgegend, welche aus dem Landrath des Kreises, dem Oberforstmeister Wangenheim und den übrigen Forstbeamten des Auenburger und Bernbacher Reviers bestanden. Diese auswärtigen Gäste waren weniger difficil im besagten Punkte und namentlich dem Oberforstmeister war es vollständig gleichgiltig, ob er und seine Angehörigen den Anfang machten oder nicht. So hatte sich denn auch zuletzt die Gewohnheit eingeschlichen, daß die Auenburger Herrschaften die Ersten sein mußten, und bevor sie nicht im Ballsaal waren, stoben weder die Warteposten an der Saalthüre auseinander, noch öffneten sich die Zimmer im goldenen Löwen, wo die Auswärtigen logirten. Nachdem er aber den

Ballsaal betreten, strömten nach und nach in Schaaren die Gäste herbei. Diese Honorationen bestanden aus dem Bürgermeister, dem Direktor und Assessoren des Gerichts, dem Doktor, zwei Chirurgen, dem Apotheker und verschiedenen Kaufleuten.

Unverheirathet waren von diesen Allen nur ein Assessor, ein Chirurgus und drei der Kaufleute.

Der unverehelichte Assessor war bereits 45 Jahre hieß aber, weil er keine Frau hatte, noch immer „der junge Mann" und war, — da er die beste Parthie in Auenstadt, — einer der beliebtesten Tänzer und noch dazu Vortänzer! — Sah ein in den Stand der Dinge Uneingeweihter die Sprünge dieses Junggesellen, so begriff er sicherlich nicht, wie der Mann zu der Würde eines Vortänzers gekommen, denn als Harliquin in einer Kunstreiterbude würde er bedeutend mehr an seinem Platze gewesen sein. Er verrenkte, sowie der erste Geigenstrich ertönte, alle Glieder und es war, als ob ein elektrischer Schlag seinen ganzen Körper durchzucke. Der Kopf senkte sich auf die linke Seite, die Augen verdrehten sich, der Mund verzog sich, die Schultern wurden bis beinahe an die Ohrläppchen erhoben, der Oberkörper weit vorgebeugt und Arme und Beine in die wunderbarsten, absonderlichsten Richtungen gebracht. Er raste die ersten zehn bis zwanzig

Takte, — seine Dame an der Hand haltend, wie toll und blind durch den Saal, trat dann mit dem linken Fuße dreimal auf, umschlang nun seine Tänzerin und hopste mit ihr im Walzer, Schottisch oder Galopp weiter — je nachdem der Tanz war.

Gegen dieses dreimalige Auftreten mit dem Fuße war schon einigemale von den Vätern, deren Töchter glücklich versorgt waren, geeifert worden; doch Assessor Behrends behauptete, die Manier sei „á la Poniatowsky."

Vor dieser Behauptung schwiegen die Auenstadter Väter, denn Niemand, außer dem Assessor Behrends, hatte sich in dem Orte an der Befreiung Deutschlands betheiligt und die Völkerschlacht bei Leipzig mitgemacht. Sie fragten sich wol anfangs untereinander, ob Herr Behrends je Polens großen Helden wirklich einmal tanzen gesehen hätte; doch mit der Zeit gewöhnten sie sich an das ausländische Experiment und wunderten sich sogar, wenn der Assessor à la Poniatowsky aufzutreten vergaß, was jedesmal ein Zeichen übler Laune bei ihm war.

Während der Pause des Tanzes pflegte der Assessor seine Dame mit historischen Rückerinnerungen aus den Kriegsjahren zu unterhalten und sowie die Mütter zu jetziger Zeit es gern sehen, wenn ihre Töchter, die doch einmal lesen, geschichtliche Romane

lesen, und sagen: „Die Bücher sind so bildend für unsere Kinder, die keine Zeit haben, Geschichte zu studiren, was überhaupt ein so trockenes Studium und nicht so amüsant, wie die Romanform ist!" so sahen die Auenstadter Mütter es zu damaliger Zeit vorzugsweise gern, wenn ihre Töchter mit Assessor Behrends tanzten, und sie sagten: „Ist auch der Tanz mit ihm kein Vergnügen, so doch recht bildend, denn die Mädchen hören Etwas „von den Kriegszeiten und Weltbegebenheiten," wovon sonst bei uns im Hause nicht viel die Rede ist."

Der zweite der unverheiratheten Herren in Auenstadt, der Chirurgus Hesse war ein junger, hübscher Mann und vorzüglicher Tänzer. Diejenigen, denen er einmal die Ader geschlagen oder Zähne ausgezogen, sprachen wol seufzend, wenn sie ihn so flott tanzen sahen: „Wenn der Mann doch halb so gut sein Fach verstände, wie das Tanzen!" Die jungen Mädchen aber, die vom Hopsen und Rennen mit Herrn Behrends ermüdet und durch die Beschreibung der Leipziger Völkerschlacht mitunter stark gelangweilt waren, freuten sich, wenn der gewandte Herr Hesse sie aufforderte und mit Beschreibungen schrecklicher Operationen regalirte, die so „schauerlich schön" anzuhören waren.

Eine Eigenheit dieses jungen Mannes war näm-

lich, beim Tanz von den Erfolgen zu sprechen, die er mit seinen Kuren erzielt hatte. Er war aber mindestens so discret, nie den Namen seiner Patienten zu nennen, die stets, wie er sagte, geglaubt hatten, an gänzlich unheilbaren Krankheiten zu leiden.

Fama behauptete nun zwar, Kur und Patient beständen nur in der lebhaften Phantasie des Chirurgus; doch das kümmerte die jungen Damen wenig. Sie verbreiteten die Aussagen ihres Tänzers und er bekam auf diese Weise wenigstens manchmal Patienten durch ihre exaltirten Beschreibungen seiner „entsetzlich großen Geschicklichkeit.“

Die drei anderen jungen Herren waren Kaufleute. Zwei von ihnen handelten mit Modewaaren, der Dritte mit Materialwaaren und alle drei tanzten vorzugsweise mit ihren Kunden.

Da die meisten der Honorationen mit Töchtern sehr reichlich gesegnet waren und die Frauen theilweise auch noch tanzten, so hätte bei der großen Anzahl der Damen leicht Mangel an Tänzern entstehen können, wenn nicht die Umgegend, junge Förster und Forsteleven beigesteuert. Dann kamen auch zum Weihnachtsfeste manche der auswärtigen Söhne zum Besuch nach Auenstadt und tanzten die Herren, die tanzen konnten, so egalisirte sich ihre Zahl wenigstens ziemlich mit der der Damen.

Wochenlang vorher und Wochenlang nachher bot nun dieser Sylvesterball den Auenstadter Herrschaften Unterhaltungsstoff. Vorher grübelten sie, wer Alles da sein würde, nachher besprachen sie die auswärtigen Familien. Das Oberhaupt des Kreises, der Landrath, erschien seit sechs Jahren jedes Jahr mit einer neuen Tochter auf dem Balle. Der stets mit dieser Familie erscheinende, unverehelichte Kreissekretair, der noch dazu Ansatz zur Schwindsucht hatte, war, wie die Auenstadter meinten, sehr zu bedauern, da er nur erst den siebenten Tanz nach eigener Wahl tanzen konnte, wenn die sechs Pflichttänze mit den Landrathstöchtern vorüber.

Man war in Auenstadt ziemlich froh, daß die Frau Landräthin, nachdem sie sechs Töchtern das Leben gegeben, dann immer Knäbchen zur Welt gebracht; und der Oberforstmeister war schon aus dem Grunde viel beliebter, weil er nur eine Tochter besaß, folglich nur eine Tänzerin liefern konnte. Die anderen Mitglieder des Forsthauses sah man auch sehr gern auf dem Balle; Fräulein Brigitta tanzte nicht und Herr Sebaldus machte jedesmal komische Verwechselungen. Er redete Alle verkehrt an, gratulirte denen, die ein Familienmitglied verloren zum „frohen Ereigniß," und condolirte denen, die Zuwachs in der Familie erhalten, „zum höchst betrüb-

ten Falle.“ Niemand nahm es ihm übel. Die Männer waren schon zufrieden, wenn er sie mit griechischen und lateinischen Citaten verschonte, die Frauen dankten ihren Gott, wenn er an ihren Köpfen keine phrenologischen Studien vornahm, hier nicht einen falschen Scheitel verschob, dort keine Locke löste, die nicht im Zusammenhange mit ihrem Haarwuchse stand, und die jungen Mädchen gratulirten sich, wenn er ihnen ihre jungfräuliche Würde ließ, sie nicht für ihre Mütter hielt und Fragen an sie richtete, welche jene nur beantworten konnten.

An jenem Sylvester des Jahres 1830 hatte die Familie des Oberforstmeisters besonderen Stoff zum Reden gegeben, denn die siebenzehnjährige Ludmilla, „die schöne Waldblume,“ wie sie allgemein hieß, sollte redlich ihr Debut in Auenstadt feiern. Die beiden Schnittwaarenhändler waren vergeblich inquirirt worden, welchen Stoff das Waldfräulein gewählt. Keiner hatte es sagen können und piquirt hatten sie zuletzt geäußert: „sie würde wol im weißen Confirmationskleide erscheinen, da nichts Neues zum Feste gekauft worden wäre,“ und um Ludmilla dafür zu strafen, beschlossen sie fest: nicht mit ihr auf dem Balle zu tanzen.

Bis wenige Tage vor dem Balle hatte dieses mutmaßliche Confirmationskleid unendlichen Sprach-

stoff geliefert; dann war es aber durch die Nachricht verdrängt worden, daß das einsame Jagdschlößchen des Herzogs von G**, Waldhain, Bewohner erhalten habe und dort eine wunderbar schöne, junge Frau mit ihrer Mutter oder Schwiegermutter angekommen sei.

Die verschiedensten Gerüchte durchkreuzten das ganze Städtchen. Nicht eine Frau gab es in Auenstadt, die nicht die junge Herzogin beklagt und den sonst tugendhaften Herzog moralisch an's Kreuz genagelt hätte.

Nachdem dieses Gerücht kaum die haute volée von Auenstadt in Allarm gebracht, ereignete sich wiederum etwas Seltsames. Ein Herr, der, wie man bald erfuhr, weder Verwandte noch Bekannte im Städtchen hatte, ließ sich häuslich im Gasthof zum goldenen Löwen nieder und beabsichtigte — wie es hieß, — dort mehrere Wochen zu wohnen. — Alles war erstaunt, da es etwas noch nicht Dagewesenes war, daß Jemand freiwillig in Auenstadt wohnte. Die Frau Bürgermeisterin ließ ihrem Gatten nicht eher Ruhe, bis er sich zu diesem Herrn begab und ihn bat, sich zu legitimiren. Der Gang war aber erfolglos. Der neue Einwohner Auenstadt's zeigte ein vom Landesherrn eigenhändig geschriebenes Rescript vor, worin die Behörde ersucht

wurde, den Inhaber desselben mit Nichts zu incommodiren. Der bestürzte Bürgermeister empfahl sich schleunigst unter tausend Entschuldigungen, indem er innerlich die unbezähmbare Neugierde seiner Frau Gemahlin verwünschte.

Am Nachmittage des Sylvesters sahen die meisten der Honorationen diesen Herrn im eleganten Schlitten durch die Stadt fahren; doch — wohin er sich wandte, erfuhr Niemand, denn die zum Recognosciren abgeschickten dienstbaren Geister vermochten nicht dem schnellen Laufe der Pferde zu folgen und konnten nur berichten, daß er den Weg nach dem Walde eingeschlagen.

Als die Dämmerung einbrach, nahm der Ball von Neuem alle Gemüther in Anspruch, und als um halb sechs Uhr die abgesandten Wartepoften aus dem goldenen Löwen athemlos in die Häuser gestürzt kamen und den Bericht erstatteten: „mit Oberforstmeister's aus Auenburg sei eine Dame, schön wie ein Engel, in den Saal getreten" — da beeilte sich Alles, in den Löwen zu kommen und diesen „Engel" zu sehen.

Nach Ansicht Aller schien das Urtheil über Ludmilla Wangenheim gerechtfertigt zu sein. Es war Niemand auf dem Balle, der die Waldblume nicht reizend gefunden hätte. Sie trug ein Kleid von

weißem brochirten Seidenflor und ihren Kopf umgab ein Kranz von frischen Rosen; doch weder die Zartheit und Schönheit des glänzenden Gewandes, noch die Frische und Pracht der blühenden Blumen war es, die die Erscheinung des Mädchens so anziehend und fesselnd machten, sondern der Ausdruck ihres von Glück und Freude strahlenden Gesichtes. Sie war glücklich, selig wie ein Kind. Sie flog ebenso heiter und fröhlich mit dem alten, seltsam tanzenden Assessor Behrends über die etwas holprigen Dielen, wie mit dem am flottesten und besten tanzenden jungen Forsteleven. Sie lauschte mit gleichem Interesse auf die Beschreibung der Völkerschlacht und die detaillirtern Notizen über das Vorrücken des linken Flügels im Regiment **, bei dem der Assessor gestanden, sowie auf die Wunderkuren des Chirurgus, — die Jagdscenen der Förster und war sogar ganz Ohr als der junge Materialwaarenhändler ihr versicherte, daß seine Talglichte bedeutend besser brennten, als die im Löwensaal, welche nach seiner Ansicht und Ausdrucksweise „unverantwortlich drübten.“ Ludmilla tanzte zum Erstenmal. Es war der erste Ball ihres Lebens und aus dem Grunde war der Abend für sie von märchenhaftem Zauberschein umstrahlt, dessen heller Glanz selbst die dunkeln Stellen mit Rosenlicht umwob und ihr

Alles im wundersamen Schimmer des Neuheitsreizes zeigte.

Das Auge ihres Vaters hing mit Entzücken an seinem glücklichen, unbefangenen Kinde. Fräulein Brigitta sonnte sich im Glanze ihres Lieblings. Doktor Sebaldus fand seine Rosen so schön wie noch nie und Alexander Hohenthal dachte an dem Abend Dinge, an welche er noch nie gedacht! — nämlich, — daß er Ludmilla liebte.

Nachdem sich bei den Ballgästen die erste Aufregung über Ludmilla's Erscheinung gelegt, sie Aug' und Ohr für andere Sachen hatten, schauten sie sich zuerst um, wo ihre Büsten, Engel und Blumen ihren Platz gefunden und dann sprachen sie über die Bewohnerin von Waldhain, sowie über den Gast im goldenen Löwen. Von den auswärtigen Familien wußte Niemand Etwas von Beiden und die vier Personen, die allenfalls eine kleine Notiz hätten liefern können, schwiegen, da sie es für besser erachtet, Nichts von dem zu verrathen, was sie gesehen.

Die Frau Bürgermeisterin, welche Nichts wußte, sich aber tief gekränkt fühlte, daß der König handelte, wie er gehandelt, hielt es für besser, eine Miene anzunehmen, als habe Se. Majestät sie in's Vertrauen gezogen und ihr Mann wurde selbst ganz

irre, als er ihr geheimnißvolles Lächeln bei Fragen nach dem Bewohner des Löwen sah.

Dies geheimnißvolle Lächeln kränkte am meisten die Frau Landräthin, denn sie meinte, müsse Jemand im Umkreise mehr wissen, als die Anderen, so sei sie es und — sie ahnte nicht einmal Etwas.

Chirurgus Hesse, der sich an dem Abend etwas stark durch den jungen Herrn von Hohenthal beeinträchtigt fühlte, kam plötzlich der Gedanke, sich durch einen kühnen Streich zum Matador des Festes für den übrigen Abend zu machen. Er verschwand daher plötzlich aus dem Saale. Als er nach beendigtem Tanze wieder erschien und auf die Tänzerin zueilte, welche er engagirt und sitzen gelassen, sprach er im gemessenen Tone; „Fräulein Bock, die Pflicht ging vor.“

Fräulein Bock, die Nichte der Bürgermeisterin, machte auf vorherigen Befehl der Tante eine kühle Verbeugung. Sie thaute aber auf, als Chirurgus Hesse flüsterte: „Es war ein Bote aus Waldhain da!“

Die Worte „Bote“ und „Waldhain“ hatte der schlaue junge Mann so vernehmlich geflüstert, daß die Bürgermeisterin sie gehört. Wie ein Habicht auf die Taube stürzte sie auf ihn zu und fragte.

Er lächelte, zuckte die Achseln, deutete an und die Bürgermeisterin combinirte.

Nach einer Stunde wußten Alle, daß die Bewohnerin von Waldhain die Gemahlin des Bewohners des Löwen sei, ihm entflohen wäre, da sie den Herzog liebte und von diesem im Jagdschlosse versteckt gehalten würde, ihr Gatte aber ihre Spur entdeckt habe, sie vor Schreck krank geworden sei, als er sie den Nachmittag besucht und Chirurgus Hesse beordert worden, am nächsten Morgen in aller Frühe nach Waldhain zu kommen.

Fräulein Brigitta erschrak sehr, als die Bürgermeisterin ihr unter verschiedenen „Ach's" und „O's" alle diese Nachrichten gab. Nach der Beschreibung, die sie von dem Gaste im goldenen Löwen machte, zweifelte sie nicht im Geringsten daran, daß es Graf Lingen war. Sie traute ihm schon zu, daß er sich zum vierten Male verheirathet, glaubte auch, daß eine Frau ihm entfliehen könne und aus Schreck, ihn wieder zu sehen, krank werden. Sie freute sich aber doppelt, daß sie und Sebaldus so verschwiegen gehandelt, und namentlich nichts von ihrer Begegnung zu ihrem Cousin, dem Oberforstmeister geäußert. Nun erfuhr kein Anderer den Namen des Gastes im „Löwen" und er blieb für

alle Uebrigen eine mystische, gänzlich unbekannte Person.

Zu Doktor Sebaldus Ohr drang die Nachricht von der Flucht der Gemahlin des Löwenbewohners erst bedeutend später. Als nämlich Herrn Chirurgus Hesse's Mährchen die erste Verbreitung fand, sprach gerade Brigitta mit ihm. Sie mahnte ihn, den Doktor Adrian, den Auenstadter Arzt, aufzusuchen, den sie übernommen hatten, noch an dem Tage zu veranlassen, nach der Hütte des Waldwärters Anton zu fahren, da die Frau kränker geworden war. Doktor Adrian war am Nachmittag abwesend gewesen, als sie zu ihm geschickt hatten, sollte aber, wie Brigitta erfahren, auf dem Balle sein. Sebaldus eilte also in die Nebenzimmer, um den Auenstadter Aesculap zu suchen und die Bestellung ihm zu machen. Er wurde auf dem Wege aufgehalten und vergaß darüber, was er thun wollte. Als er aber endlich den Doktor sah, rief ihm dieser, der ein bedeutender Astronom war, eine neue Ansicht über den Gang des Planetensystemes zu und Sebaldus vergaß wiederum den Waldwärter und dessen kranke Frau. Er, der so glücklich war, wenn er mit Jemand über Astronomie sprechen konnte, und es stets so trostlos fand, daß in und um Auenburg sich Alle nur mit dem Bewußtsein begnügten,

daß Sonne, Mond und Sterne sich am Himmel befanden — er freute sich, als er den Doktor Adrian sah und dachte nun einzig an den Himmel und an Nichts, was auf der Erde war. Sie gelangten Beide im Laufe ihres Gespräches wieder zu dem Glanzpunkte ihrer Himmelsreminiscenz, dem Kometen von 1811. Als nach fast zwei Stunden ihre Unterhaltung unterbrochen wurde und Sebaldus von Neuem im Ballsaale erschien, fragte er die jüngste Tochter des Landraths, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ob sie sich nicht auch noch dieser glänzenden Himmelserscheinung entsänne. Die Mutter kam der bestürzten Tochter zu Hilfe und erzählte Sebaldus die Schreckensgeschichte von Waldhain. Er hörte sie zwar an, doch dachte er dabei, anstatt wie Brigitta an Graf Lingen, an den Sirius. Zerstreut rief er: „Hm, hm! So so! Ja, ja!“ und starrte dann in den Wirrwarr des Cotillons, der gerade begonnen hatte. Die Frau Landräthin entgegnete piquirt: „Sie scheinen kein Interesse für meine Erzählung zu haben!“ und Sebaldus erwiderte: „Ja, Sie haben Recht, es staubt sehr im Saale.“ Er ging darauf wieder in das Nebenzimmer. Die Frau Landräthin beobachtete das Tanzen ihrer sechs Töchter und nebenbei bemerkte sie, wie sehr alle Damen Herrn Hesse auszeichneten. Vermöge seines geschick-

ten Manövers war er Matador geworden und Assessor Behrends trat vergeblich „à la Poniatowsky" auf — er lenkte nicht, die dem Chirurgus zugewandte Aufmerksamkeit auf sich.

Als die Mitternachtsstunde vorüber, rüsteten sich die Bewohner des Auenburger Forsthauses zum Rückzuge, denn der alte Wangenheim liebte nicht ein so weit ausgedehntes Vergnügen. Leise und still schlich ein Mitglied des Familienkreises nach dem andern aus dem Saale. Bevor Ludmilla hinausschlüpfte warf sie noch einen langen Abschiedsblick auf den heitern Schauplatz ihrer Freude.

Düster und dunkel brannten die Talglichter zwischen den grünen Gewinden des Buchsbaumes. Auf die Häupter der königlichen Familie in den Blumenlauben hatte sich der graue Staub wie ein finsterer Schatten gelagert und die ohnehin etwas schwarzen Ofenengel, die von Postamenten herabschauten, sahen wie kleine Schornsteinfeger aus. In eine fast undurchdringliche Staubwolke war die ganze heitere Gesellschaft gehüllt, welche erhitzt, athemlos durcheinander schwirrte.

Ludmilla bemerkte Nichts von diesen Schattenseiten des Balles. Noch umhüllte der Nimbus des ersten, heiteren Eindrucks den stauberfüllten Löwensaal und mit wonnetrunkenem Blicke durchflog ihr

Auge den Ort, wo sich ihr an dem Abend eine neue Welt, ein neues Leben erschlossen. Dann durcheilte ihr Geist die nächsten zwölf Monate. Mit innerem Jubel dachte sie an die Freuden des nächsten Sylvesters und wünschte den langen Zeitraum im Moment überspringen zu können. Sie ahnte Nichts von dem, was sie bis dahin erleben würde, dachte nicht, was bis zu jenem Tage das Geschick ihr bringen könne! — — —

Ihr Vater entriß sie ihrer süßen Träumerei. Sie folgte ihm und zwei Stunden später saß sie neben ihm im Schlitten, den Alexander lenkte.

Neuntes Kapitel.

Sebaldus und Brigitta hatten weniger Zeit zur Abkühlung bedurft, als Ludmilla und Alexander. Sie traten daher früher ihre Heimfahrt nach Auenburg an, waren aber gezwungen, noch einmal umzukehren, indem das Fräulein zu ihrem höchsten Schrecken auf ihre Anfrage vernahm, daß Sebaldus mit Doktor Adrian nur von Sternen und nicht von der kranken Waldwärterfrau gesprochen hatte. Das gute Herz Beider trieb sie zur Umkehr an und sie fuhren am Hause des Doktors vor, wo sie sich endlich der Bestellung entledigten, die sie zu machen übernommen. Trotz dieser Verzögerung hatten sie vor den Andern einen weiten Vorsprung voraus. Sie hatten schon die Waldlichtung erreicht, als der

Oberforstmeister, Ludmilla und Alexander Auenstadt verließen und mit Schrecken bemerkten, daß das Wetter vollständig umgeschlagen — und das stärkste Schneetreiben eingetreten war.

Doktor Sebaldus und Fräulein Brigitta hatten nun also länger als eine Stunde mit diesem bösen Wetter gekämpft und sich bereits vollständig an Wind und Schnee gewöhnt. Sie sprachen, während der Sturm den Wald durchtoste und dichte Schneelagen auf ihre warmen Umhüllungen trieb, ganz gemüthlich von dem angenehm verlebten Abend und den genossenen Freuden. Ihnen waren solche nächtliche Rückfahrten nichts Neues und dergleichen Wetter ebenfalls nicht ungewohnt. Sie lebten ja seit einer langen Reihe von Jahren im Walde und deshalb hatte er auch längst alle Schrecken für sie verloren. Unbekümmert um die rauhe Außenwelt fuhren sie daher durch Nacht und Dunkel. Als sie die freie Waldfläche erreicht, war Fräulein Brigitta gerade dabei, ihrem alten Freunde die gehörte Schreckensgeschichte von Waldhain zu erzählen, auf die er vorhin nicht geachtet und in welcher der ihnen Beiden aus früherer Zeit wohlbekannte Graf Lingen nach Aussage der Bürgermeisterin eine Hauptrolle spielte.

Herr Sebaldus, den Wind und Wetter jetzt

vollständig aus den höheren Regionen auf die Erde herabgeführt, war ganz Ohr. Er hörte so aufmerksam auf das, was Fräulein Brigitta ihm mittheilte und war so gänzlich durch die Scene in Anspruch genommen, welche in Waldhain am Nachmittage gespielt haben sollte, daß er nur an Waldhain dachte und von der Waldlichtung aus, in vollkommener Zerstreutheit, den Weg nach Waldhain, anstatt den nach Auenburg einschlug.

Fräulein Brigitta, die in allen Stücken sich auf ihren alten Freund so fest, wie auf das Evangelium verließ, fiel es gar nicht ein, ihren Schleier zu lüften und auf den Weg zu achten. Doktor Sebaldus geleitete sie seit 25 Jahren und waren sie während dieses Zeitraumes auch häufig durch seine Zerstreutheit auf Irrwege gerathen, hatten sie sich immer auf den ihnen bekannten Waldpfaden bald wieder zurecht gefunden. Ahnunglos plauderte sie daher weiter und als die Geschichte zu Ende war, begann sie eine neue. Endlich war ihr Vorrath erschöpft und stumm und schweigend fuhren sie nun eine zeitlang auf dem einsamen Waldpfade dahin. Kein anderes Geräusch als das Brausen des Windes, mit dem sich das melodische Schellengeläute des Schlittens vermischte, drang an Beider Ohr, und nur mitunter brach krachend ein Ast an den Bäumen,

welcher der Gewalt des tobenden Sturmes nicht Trotz zu bieten vermochte.

Fräulein Brigitta entschlummerte endlich unter den lauten Klängen des Wiegenliedes, das ihr die aufgeregte Natur vorsang. Als sie aber wieder erwachte, meinte sie, daß sie jetzt wol bald in Auenburg sein müßten. Sie sprach diese Meinung auch aus und Herr Sebaldus theilte sie. Er setzte noch hinzu: „Ich denke schon seit einer halben Stunde, wir müßten zu Hause anlangen; doch der Weg nimmt und nimmt heute kein Ende.“

„Sie haben sich doch nicht verfahren, mein Freund?“ fragte sie sanft.

„Ich dachte es schon, indessen fürchte ich es nicht!“ entgegnete er naiv.

Fräulein Brigitta empfand Besorgniß und schlug den Schleier zurück. Sie konnte aber durch den in dicken, schweren Flocken fallenden Schnee nicht drei Schritt weit sehen. In schwachem Umriß zeichneten sich aus dem dichten Schneeschleier nur die hohen Stämme der Bäume ab; doch bekannte Waldparthien vermochte sie nicht zu erkennen und in der Finsterniß nicht von den ihr gänzlich fremden zu unterscheiden. Sie räusperte sich und Herr Sebaldus sagte sein für alle kritischen Fälle des Lebens

ausreichendes „Hm, hm!“ dann fragte Fräulein Brigitta „wie spät es sei.“

„Ich meine halb vier Uhr.“

„Wie, halb vier Uhr? Da müßten wir längst in Auenburg sein.“

„Das dachte ich auch; doch — —“

„Es ist aber unmöglich, denn so lange ist es gar nicht her, daß wir den Grenzstein in der Lichtung passirten.“

„Anderthalb Stunden sicherlich.“

„Ein und eine halbe Stunde? Unmöglich mein Freund.“

„Ja, Fräulein, Sie haben geschlafen.“

„Aber doch nur wenige Sekunden, nicht wahr?—“

„Nein, weit länger als eine Stunde;“

„Dann haben wir uns verirrt, Herr Sebaldus!“ rief sie entschieden.

„Ich bin dessen jetzt leider gewiß!“ erwiderte er mit etwas kläglichem Tone.

„Könnten wir nicht den Versuch machen, von Neuem unsere Laternen anzuzünden.“

„Wir machten zweimal diesen Versuch im Anfange. Ich erneuerte ihn kürzlich und er war vergeblich wie die Ersten, denn der Sturm ist zu arg.“

„Das ist schlimm.“

„Sehr schlimm!“ wiederholte er traurig.

„Wir wollen nur jetzt voran fahren, vielleicht kommen wir an der Hütte eines Waldwärters vorüber, wo doch stets Licht brennt, und wir dann Erkundigungen einziehen können.“

Lange Zeit mußten Sebaldus und Brigitta auf einen durch die Dunkelheit schimmernden Lichtschein warten, endlich zeigte er sich ihnen aber im hellsten Glanze an mehreren Fenstern eines Hauses. Sie waren überrascht und ihr Erstaunen mehrte sich, als Jemand schnell mit einer Laterne aus dem Hause trat, vor dem sie angehalten und ihnen die Frage entgegen rief: „Sind Sie es, Herr Adrian?“ Herr Adrian Sebaldus hatte sich kaum von seiner Ueberraschung erholt, mitten in der Nacht auf fremden Terrain mit seinem Vornamen angeredet zu werden, als die Stimme mit dringendem Tone hinzusetzte: „Bitte Herr Doktor, beeilen Sie sich, denn Sie werden seit lange mit Schmerzen erwartet!“

„Was ist das?“ flüsterte Sebaldus bestürzt.

„Ob der Cousin sich auch verirrt hat und sie hier ebenfalls abgestiegen sind!“ entgegnete Brigitta nachdenklich.

„So wird es sein!“ rief er beruhigt, indem er aus dem Schlitten sprang.

Der Mann mit der Laterne stieg die vor dem

Hause befindliche Treppe hinab und ergriff die Zügel, welche Sebaldus ihm reichte.

In demselben Augenblick öffnete sich die Hausthür von Neuem und eine weibliche Stimme fragte: „Sind sie es Johann?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Welches Unwetter! Kommen Sie schnell in's Haus, Herr Doktor!“ setzte die weibliche Stimme hinzu.

Sebaldus warf einen Blick auf Brigitta, dann auf die Pferde und der Mann sagte: „Gehen, eilen Sie nur! Ich sorge für Alles.“

Der Doktor wollte nicht ohne Brigitta eilen, entschloß sich aber dazu, als sie dringend sprach: „Bitte gehen Sie voran, ich ziehe nur die Füße aus dem Fußsack und folge gleich!“

Sebaldus eilte jetzt wirklich die Treppe hinauf. Er verschwand in der geöffneten Hausthür.

Brigitta entrann nicht so schnell, wie sie gehofft, dem umfangreichen Behälter ihres Fußsacks. In demselben stand eine mächtige Wärmflasche, welche zur Vorsicht mit Tüchern umwickelt war. Diese Tücher waren von der Dienstmagd im goldenen Löwen nicht mit der Vorsicht geordnet, wie von Fräulein Brigitta's Zofe und deshalb in Collision mit ihren Füßen gerathen. Als sie sich endlich von

den Fesseln befreit, entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß sich der Pfropfen von der Wärmflasche gelöst. Um ihrem herrlichen Pelzfußsack nicht ein warmes Bad zu Theil werden zu lassen und vor Verderben zu schützen, suchte Fräulein Brigitta emsig nach dem entschwundenen Pfropfen und es vergingen mehrere Minuten, bis sie ihn gefunden.

Während das Fräulein suchte und fand, erlebte Herr Sebaldus andere und interessantere Dinge.

Als er die Hausthüre erreicht, traf ihn ein scharfer, prüfender Blick aus dem dunkeln Auge einer ältern Dame. Kurz und hastig fragte sie ihn: „Wo ist Ihre Begleiterin, oder kommen Sie allein?"

„Sie kommt in der Minute."

Die Dame näherte sich einer Thüre und ehe sie sie öffnete, sprach sie zögernd: „Sie — Sie sind doch der Doktor Adrian, der hier erwartet wird?"

Sebaldus entgegnete: „Gewiß bin ich der Doktor Adrian, indessen —"

Die Dame unterbrach ihn mit der Frage: „Sie waren also heute in der Hütte des Waldwärters Anton und wie geht's der Frau?" —

„Allerdings war ich dort," antwortete er langsam, indem er mit Erstaunen die Dame betrachtete,

welche so viel von ihm wußte. Dann setzte er hinzu: „Frau Anton ist, wie ich fürchte —"

„Gut, gut Herr Doktor! Bitte, eilen Sie schnell in dieses Zimmer, wo man Sie sehnsüchtig erwartet!" rief die Dame, die jetzt ganz sicher sein zu können glaubte, daß es der Doktor Adrian aus Auenstadt war, der vor ihr stand.

Sie öffnete die Thüre. Sebaldus trat ein und sie folgte.

Das Zimmer war groß und geräumig, mit Eleganz und Pracht ausgestattet. Es war hell erleuchtet, sowie das nebenan liegende Gemach, dessen Flügelthüren weit geöffnet standen. In der Tiefe dieses Zimmers stand ein Ruhebett und auf den weißen Kissen desselben lag eine weißgekleidete Gestalt. Sie richtete sich etwas in die Höhe, als sich die Thüre öffnete und vom Strahle des Lichts getroffen, zeigte sich dem Blick des überraschten Doktors ein jugendliches, auffallend schönes, von dichten, langen, schwarzen Locken umwalltes Antlitz, das entsetzlich bleich war. Er erbebte unwillkürlich vor dem schmerzlichen Ausdruck des großen, dunkeln, von seltsamem Feuer strahlenden Auges, das sich ihm zuwandte, und erschrocken zurückweichend, rief er: „Was soll ich hier? — Wo bin ich?"

Die Gestalt auf dem Ruhebette erhob sich wie

von einer Feder empor geschnellt, sank aber im nächsten Augenblick mit dem Ausruf: „O Mutter, das ist ja Verrath, Betrug!“ in die Kissen zurück und verhüllte ihr todtenblasses Gesicht in beiden Händen.

Die ältere Dame erfaßte den Arm des Doktors voller Heftigkeit, riß die Thüre auf, stieß den gänzlich Bestürzten mit Gewalt hinaus, eilte ihm nach und sagte mit von Zorn funkelndem Blick und stark vibrirender Stimme: „Herr! was haben Sie sich unterstanden? Wissen Sie, daß Ihr Benehmen schändlich, abscheulich ist!“

Sebaldus starrte die Erzürnte erstaunt an, faßte sich dann und sprach mit Ruhe: „Ich that nichts Unrechtes, Nichts, das nicht zu rechtfertigen wäre. Wir hatten uns im Walde verirrt, kamen an dies Haus, wurden empfangen und glaubten —

Der Ton heftigen Weinens drang aus dem Zimmer, ihm folgte der Ruf: „Mutter! Mutter!“ — Sebaldus hielt inne — die Dame stürzte fort. Er blickte sich um, faßte sich an die Stirn, eilte dann aus dem Hause und kam an den Schlitten, als Fräulein Brigitta gerade den Pfropfen ihrer Wärmflasche gefunden.

„Ich komme sogleich mein Freund!“ rief sie geschäftig.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ entgegnete er in den Schlitten springend, entriß dem ihn verwundert betrachtenden Diener die Zügel, wandte rasch um, fuhr fort und jagte von dannen.

„Mein Himmel was ist?“ rief Brigitta entsetzt.

„Wir waren in Waldhain!“ flüsterte der Doktor mit einer Stimme, als spräche er von der Hölle.

„In Waldhain?“ widerholte sie tonlos. „Mein Gott, wo er ist!“

„Ja, ja in Waldhain!“ sprach er mit leichtem Schauder.

Beide schwiegen eine Zeitlang, dann fragte das Fräulein leise: „Sahen Sie die Bewohner?“ —

„Ich sah zwei Damen.“

„Wie, alle Beide?“ —

„Mutter und Tochter, wie mir schien.“

„Ist die junge Dame so schön wie der Waldwärter sagt, der sie ja heute gesehen hat?“

„Sie ist sehr schön.“

„Wie kam es, daß Sie sie so schnell sahen, lieber Sebaldus?“

„Hm — hm! — Man hielt mich für einen Doktor und die junge Dame schien krank zu sein. Es

war ein sehr fatales Mißverständniß und ich gäbe was darum, wenn wir nicht in die Irre gefahren wären."

„Haben Sie das Mißverständniß aufgeklärt?"

„Ich war im Begriffe, es zu thun, als eine Störung eintrat. In demselben Augenblick erkannte ich das Waldhainer Schlößchen. Ich entsann mich, daß dort jetzt Gräfin Lingen leben soll und um nicht genöthigt zu sein, meinen weitern Namen und eigentlichen Wohnort zu nennen, enteilte ich, ohne fernere Aufklärung zu hinterlassen, dem Hause."

Fräulein Brigitta lobte, nachdem sie das ganze kleine Erlebniß des Doktors in Waldhain erfahren, die Umsicht und Handlungsweise ihres Freundes, denn sie wußte, wie sehr unangenehm es ihrem Cousin gewesen sein würde, wenn ein Bewohner des Auenburger Forsthauses nur im Entferntesten den Schein auf sich geladen hätte, den Geheimnissen des Grafen Lingen nachspüren zu wollen.

Sie gelobten sich Beide, mit keiner Sylbe des kleinen Intermezzos ihrer Fahrt gegen den Oberforstmeister zu erwähnen und überhaupt das tiefste Stillschweigen über die ganze Sache zu beobachten.

Darum sagten sie auch, als sie endlich gegen Morgen im Auenburger Forsthause anlangten und

gefragt wurden, wo sie so lange gewesen, nur: „Ach wir hatten uns im Walde verirrt.“ Wangenheim und Hohenthal fanden es erklärlich und natürlich, denn auch sie Beide hatten Mühe gehabt, bei dem argen Schneewehen nicht die Bahn zu verfehlen.

Zehntes Kapitel.

Als Ludmilla am Neujahrsmorgen in das Wohnzimmer trat, fand sie Niemand darin, außer dem Diener, der den Frühstückstisch ordnete. Ueberrascht fragte sie: „Ist's noch früh?“ und als sie hörte, daß bis zum Frühstück fast noch eine Stunde Zeit war, hüllte sie sich in Mantel und Capuze und ging auf den Altan, welcher bereits vom Schnee gesäubert war.

Nachdem sie eine Zeitlang auf und niedergegangen, lehnte sie sich sinnend gegen das Geländer und blickte auf die glänzenden Goldstreifen des östlichen Horizontes, die sich leuchtend Bahn durch die Morgennebel brachen und die weißen, schneebedeckten Baumkronen mit goldigem Schimmer übergossen.

Sie sah und hörte nicht, daß Jemand sich ihr näherte, fühlte nur, daß plötzlich ein Arm sie umschlang. Ehe sie es hindern konnte, war ein Kuß auf ihre Lippen gedrückt, dann sagte Alexander Hohenthal: „Prost Neujahr, liebe Ludmilla!“

Ein tiefes, glühendes Erröthen überflog das Antlitz des Mädchens, eine grenzenlose Verwirrung prägte sich in allen ihren Zügen aus. Mit gewaltsamer Anstrengung gelang es ihr erst, den Aufruhr ihrer Gefühle zu beschwichtigen, als er lachend hinzusetzte: „Habe ich Dich so sehr erschreckt, Schwesterchen?“

„Nun, soll ich nicht entsetzt sein?“ fragte sie mit erzwungener Heiterkeit, „wenn mich bereits beim Sonnenaufgang Jemand überfällt und unter Gottes freiem Himmel, Angesichts aller Bäume des Waldes und sämmtlicher Statuen des Altanes, in seine Arme schließt und küßt!“

„Wenn der Jemand Dein Bruder, Dein Freund ist, da brauchst Du nicht entsetzt zu sein.“

„Eigentlich nicht, uneigentlich aber doch, denn Du bist ja nicht mein Bruder?“

„Ich nicht Dein Bruder?“

„Mein Pflegebruder, Alexander! und die Pflegebrüder sind wie die Cousins. Sie müssen hübsch

sein abwarten, bis die Cousine ihnen Zärtlichkeitsbeweise gestattet."

„Ich habe Dir bis jetzt jeden Neujahrsmorgen, jeden Geburtstag, den wir zusammen verlebten, mit einem Kusse gratulirt, und dabei bleibe ich, denn sonst kommen wir aus der alten Ordnung."

„Nun, wenn Du mich blos der Ordnung halber küßt, so muß ich's mir schon in Zukunft gefallen lassen, denn die Ordnung ist sonst ein zu wenig kultivirtes Terrain bei Dir, als daß ich mich nicht freuen müßte, wenn Du dies sonst so stiefmütterlich von Dir behandelte Feld einmal betrittst."

„Du bist ja heute eine böse, kleine Hexe, Ludmilla."

„Heute ist der Tag, wo man sich aller seiner Fehler erinnern muß."

„Auch des begangenen Unrechts, Ludmilla?"

„Gewiß."

„Hast Du denn an das Deinige gedacht, das Du mir gestern zugefügt."

„Ich Dir? — Welches? — —"

„Nun das ist noch besser, denn nun weißt Du es nicht einmal."

„In der That, ich habe keine Ahnung, Alexander."

„Hatte ich Dich nicht so inständig gebeten, die

echten Perlen gestern auf dem Balle zu tragen, die meine Tante Alexandra Dir vermacht hat, und versprachst Du es mir nicht auch? —"

„Ach so — das ist's?" entgegnete sie leise und verlegen.

„Ja, ja das ist's! Warum thatest Du mir nicht den Gefallen, denn ich hatte mich so gefreut, Dich in diesem herrlichen Perlschmuck zu sehen."

„Fandest Du meine frischen Rosen nicht hübsch?"

„Blumen hatte Jede, — Perlen, Keine! — Du wärest die Einzige gewesen. Warum hast Du sie nicht angelegt?"

„Sie kamen mir zu schön — zu reich für mich vor!"

„Ich glaubte schon, Du hättest Dich deshalb nicht damit geschmückt, um den Willen der Verstorbenen zu ehren. Den Grund würde ich allein als Entschuldigung gelten lassen."

„Du sagtest mir nicht diesen Willen. Ich kenne keine Bestimmung des Schmuckes."

„Ich glaubte gestern Abend, Deine Tante Ludmilla hätte ihn Dir verrathen und gesagt, zu was die Perlen bestimmt wären."

„Sie sagte mir Nichts und ich bitte Dich daher, mich jetzt aufzuklären."

„Willst Du es wirklich wissen?"

Alexander blickte Ludmilla lächelnd an.

„Ist der Wille der Verstorbenen, der sich an diesen Perlschmuck knüpft, von der Art, daß er Heiterkeit erregt?" fragte sie staunend.

„Heiterkeit und Ernst, Freude und Nachdenken, Ludmilla!"

„Du machst mich begierig."

„Nun, Ludmilla, Du solltest diesen Perlschmuck als Braut am Hochzeitstage anlegen."

Ludmilla erbleichte und sprach vorwurfsvoll: „Warum sagtest Du es mir nicht, Alexander?"

„Es ist ja noch früh genug!" entgegnete er mit leichter Neckerei.

Sie sah ernst vor sich nieder. Thränen perlten nach einigen Minuten unter ihren gesenkten Wimpern hervor, als sie langsam und leise sagte: „Ach nun weiß ich Alles, das ist jener Schmuck in Eurer Familie, der seit zwei Jahrhunderten sich von Braut auf Braut vererbt, nie aber als Brautschmuck gedient hat, da stets Etwas das Verlöbniß aufgehoben."

„Er ist's, und um diesen bösen Zauberbann zu lösen, gab meine Tante Alexandra ihn Dir, die Du keine Hohenthal bist; und deshalb wünschte ich, daß Du den Schmuck, der noch nie getragen worden ist, anlegtest, ihn an einem heitern Feste einweihtest und

aus einem Trauerschmuck einen Freudenschmuck machtest."

„Hättest Du mir doch ein Wort davon gesagt."

„Dann hätte ich Dir wahrscheinlich Alles gesagt."

„Verheimlichst Du mir denn noch Etwas?"

„Die Hauptsache, liebste Ludmilla."

„Jetzt will ich aber Alles wissen!"

„Gut, auf Deine eigene Gefahr. Meine Tante hat Dich nämlich mir zur Frau bestimmt! Als meine Braut solltest Du den Schmuck tragen. Nun wünschte ich aber den Bann bereits gelöst zu sehen, ehe wir uns verlobt hätten."

„Ehe wir uns verlobt!" rief Ludmilla lachend, um hinter anscheinender Heiterkeit die Aufregung ihres Wesens zu verbergen. „Lieber Alexander, Du thust, als ob das eine so ganz sichere, feste Sache wäre."

„Nun, ich hoffe es, Ludmilla."

„Wie? — Mein Himmel, wie sonderbar Du sprichst, Du sagst ja stets, Du seist mein Bruder! Brüder heirathet man doch nicht."

„Ich bin Dein Pflegebruder, Ludmilla! Pflegebrüder sind, wie Du eben gesagt hast, wie die Cousins, und Cousins kann man heirathen!" rief er lachend.

Ludmilla sah mit flüchtigem, tiefen Ernst in Alexanders Gesicht. Es zeigte keine Spur von der ernsten Ruhe, die sonst darin lag und verrieth nur eine seltene Heiterkeit. Sie meinte, wenn er die Sache im Ernste betrachte, würde er anders aussehen, anders sprechen; dann durchflog die Erinnerung an frühere Geständnisse ihre Seele. Sie entsann sich des lebhaften, heißen Wunsches seines Herzens, das Forsthaus zu verlassen, wo sie war und doch zurückblieb. Deshalb glaubte sie, daß die durch das Gespräch über den Schmuck herbeigeführte Wendung nur eine Neckerei, ein Scherz sei, — und obgleich Ludmilla das Thema durchaus nicht in dem Punkte als Scherz betrachtete, besaß sie zu viel richtigen Takt, ein zu reges Ehrgefühl und zu großen Stolz, um ein leichtes, flüchtiges Wort in der Beziehung gesprochen, ernst zu nehmen und anders aufzufassen, als es gemeint war.

Mit erkünstelter Ruhe sagte sie daher: „O ja, wir könnten uns allenfalls heirathen, wenn Du nicht bereits eine andere, bessere Geliebte als mich hättest, und die Kunst nicht Deine Braut wäre."

„Die Kunst verträgt sich mit jeder andern Geliebten. Sie ist frei von Eifersucht."

„Ich aber nicht Alexander."

„Wie — Du nicht, Ludmilla? — Du irrst, denn zur Eifersucht ist unsere Liebe zu ruhig.“

„Du magst Recht haben!“ stieß sie mit Mühe heraus. Indem sie dann langsam mit der Hand den Schnee von dem Kopfe einer der kleinen Statuen des Geländers abstreifte, setzte sie hinzu: „Vielleicht ist unsere Liebe überhaupt nicht Liebe, nur Freundschaft. Die Zeit muß es uns lehren, Alexander.“

Er blickte sie gedankenvoll an, und mechanisch half er ihr dann, die Statue vollständig von den Schneelagen zu befreien, die sie umhüllt hatten.

Eisige Kälte durchdrang Beider Hände und zusammenschaudernd rief Ludmilla plötzlich: „Laß uns hineingehn, denn es ist sehr kalt hier!“

Als sie gehen wollten, bemerkten sie die Gestalt des Oberforstmeisters am Ausgang des Waldes. Ludmilla eilte ihm entgegen, umschlang ihn und küßte ihm Hand und Mund. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, als er sie fest an sein Herz drückte und: „Gott segne Dich, mein liebes, liebes Kind!“ sprach. Verwundert über ihre ungewohnte Weichheit, blickte er sie forschend an und dem scharfen Blick des Vaterauges entging nicht die ungewöhnliche Aufregung ihres Gemüths. Er hatte bemerkt, daß sie schon längere Zeit mit Alexander

auf dem Altan gesprochen, Beide ihn aber nicht gesehen hatten, weshalb er richtig vermuthete, daß der Gegenstand ihrer Unterhaltung kein gewöhnlicher, sondern von tieferem bedeutendern Interesse für sie gewesen. — Die unverkennbare Aufregung seines Kindes brachte er in Zusammenhang mit dem Gespräche und er hielt sich überzeugt, daß Alexander sie durch irgend Etwas betrübt und verletzt hatte, wenn auch Beides absichtslos geschehen war.

Der Oberforstmeister liebte das sogenannte auf den Strauch klopfen und nachlässig warf er daher, um das Gespräch auf Alexander zu bringen, die Worte hin „Unser Thorwaldson zwei steht ja noch immer vor der Statue. Hat er daran etwas Neues entdeckt, oder will er sie modelliren.“

„Ersteres ist möglich, denn sein künstlerischer Sinn findet immer eine neue Linie, eine neue Form, an Allem heraus, die ihn entzückt und begeistert. Er hat ein so offenes Auge für dergleichen.“

„Wollte Gott, er hätte auch ein offenes Auge für die Verhältnisse, in denen er lebt und erkennte darin das Gute und Schöne an.“

„Das thut er ja auch!“ rief Ludmilla mit Wärme, dann fügte sie vertheidigend hinzu: „Er hat ein zu bedeutendes Talent, um es zu unter-

drücken und wenn er Mittel besäße, es auszubilden, würde er gewiß Großes leisten, lieber Vater."

„Da sie ihm aber fehlen, sollte er endlich den Kunstsinn an den Nagel hängen und sich in die kleineren Verhältnisse des Lebens schicken, sich ihnen anpassen und den Wirkungskreis ausfüllen, den er einnimmt!" antwortete Wangenheim mit bebender Stimme.

„Das wird er nie können, Vater! — Alexander ist ein geborener Künstler, eine geniale Natur, die sich durch keine Fessel einengen läßt und alle ihrer höheren Entwickelung entgegenstrebenden Verhältnisse endlich doch mit einem kühnen Schritte überspringen wird."

„So so!" dachte der Oberforstmeister, „weht der Wind daher! Er wird ihr also von seiner unbesiegbaren Reiselust gesprochen haben und sie betrübt es, daß er von ihr fort will. Da muß ich doch endlich einmal dazwischen fahren, ihm gründlich den Kopf zurecht setzen und an seine Pflicht mahnen."

Der Oberforstmeister pflegte in Hitze und Aufregung gefaßte Entschlüsse, schnell auszuführen. Erhitzt und aufgeregt war er aber sehr, denn er hatte am Morgen, bevor er in den Wald ging, erfahren, daß Alexander Nichts von den Geschäften besorgt, die er ihm am vorigen Tage zu thun an=

befohlen — sondern bis zum letzten Augenblicke vor der Abfahrt nach Auenstadt in seinem Atelier modellirt hatte.

Ludmillas Aufregung und Betrübniß erhitzte und erregte ihn noch mehr. Er wollte sein Kind heiter und froh, er wollte sie durch Hohenthal beglückt, aber nicht von ihm betrübt und verletzt sehen und nahm sich daher vor, zu diesem Glücke beizutragen.

Nach dem Frühstück, als die Anderen sich entfernt hatten, um sich zur Fahrt nach der Kirche zu rüsten, und Wangenheim und Hohenthal allein im Wohnzimmer zurückblieben, hielt der Oberforstmeister seinem jungen nachlässigen Förster die Strafpredigt, welche er ihm schon am vergangenen Tage zugedacht.

Alexander vertheidigte sich nicht. Er gestand nur auf genaues Befragen, daß ihm der Dienst und die Geschäfte, welche seine Stellung mit sich brächten, ganz unerträglich wären und gab zuletzt zu, daß er von Neuem den festen Entschluß gefaßt, der Forstcarrière zu entsagen, da sein jetziger Beruf mit all seinen Neigungen und Wünschen im lebhaftesten Widerspruch stände.

Wangenheim gerieth durch dieses offene Geständniß immer mehr in Zorn und der Aerger

übermannte ihn so, daß er nicht mehr recht an die Auswahl seiner Worte dachte. Er sagte klar und deutlich, daß er Alexanders stetes Schwanken ganz unmännlich und seiner völlig unwürdig fände. Er bat ihn dann ernst und eindringlich, endlich vernünftig zu werden, sich aller phantastischen Ideen zu entschlagen und sich nicht über seine Lage und Verhältnisse zu täuschen.

„Du bist ganz arm!“ rief er am Schlusse seiner Ermahnung, „Du bist darauf hingewiesen, Dir selbst eine Existenz zu gründen. Der Anfang ist nun gemacht, eine kleine Stelle hast Du bereits. Sei also nicht thöricht, das einzig Gewisse, was Du besitzest, gegen das Ungewisse zu vertauschen und mache Dir klar, daß man nur mit Geld Etwas erreicht, ohne dieses selbst das größte Talent in Elend versinken und kläglich unter dem Lorbeer umkommen kann, unter dessen Schatten behaglich zu ruhen die Phantasie ihm einst vorgegaukelt! — Die Lorbeerkrone ist nicht so leicht zu erreichen, wie Du denkst, und sie verwandelt sich gar oft unter den Händen des nach ihr Trachtenden und Strebenden, in eine Dornenkrone. Begnüge Dich also mit dem einfachen grünen Zweige von Eichenlaub, den Dir Deutschlands Wälder bieten und den Du Dir als fröhlicher Waidmann im Sommer täglich frisch pflücken kannst,

und den zu brechen Dir Niemand verwehren wird! — Gieb die Idee, ein Künstler zu werden ganz auf, denn besitzest Du auch vielleicht ein Talent, so bist Du doch gewiß kein Genie, denn alle wahren Genies handeln energisch."

Alexander, der die letzte Zeit schweigend die Ermahnungen angehört, schwieg auch nach den letzten eindringlichen Worten Wangenheim's.

Diese lautlose Stille, dieses ruhige Hinnehmen aller scharfen Worte war dem alten Oberforstmeister gar nicht recht, der es bedeutend lieber gesehen haben würde, wenn sein Förster ihm auf seinen heftigen Ausfall, heftig geantwortet und auf seine letzte Vorstellung Etwas erwiedert hätte.

An der tiefen Blässe des Gesichts, am Blitzen und Aufleuchten des Auges merkte Wangenheim, wie erregt Alexander war, wie tief und schmerzlich ihn manches seiner Worte berührt. Im Bewußtsein, vielleicht zu viel gesagt und das Gesprochene mit zu großer Heftigkeit geredet zu haben, schwieg er plötzlich, betroffen von der angenommenen und erkünstelten Ruhe des jungen Mannes, die ihn gänzlich aus der Fassung brachte. Kurz brach er darum ab, wandte sich der Thüre zu, rief: „Beherzige, was ich Dir gesagt, studire die Kunst, Dich in die Verhältnisse zu finden, in denen Du lebst!" und

verließ dann schnell das Zimmer, in welches Ludmilla eintrat.

Sie hatte die letzten Worte gehört und den Commentar zu den Vorhergegangenen lieferte ihr der Ausdruck in Hohenthal's Zügen. Erschrocken stand sie einige Augenblicke da. Glut und Blässe wechselten in ihrem Antlitz, dann eilte sie auf Alexander zu, der sich entfernen wollte und rief lebhaft: „Ein Wort, eh' Du gehst, Alexander!"

„Nein, nein, jetzt nicht! Ich kann nichts mehr hören!"

Er stürzte aus dem Gemach und eilte in sein Atelier. Ludmilla folgte ihm. Sie trat dort in dem Augenblick ein, als seine letzte Arbeit in der Heftigkeit und Aufregung von ihm zerstört wurde.

„Alexander!" sagte sie leise und schmerzlich.

„O Gott! Laß mich allein!" antwortete er dumpf, warf sich auf einen Stuhl und verbarg sein Gesicht in den Händen, indem er murmelte: „Also kein Genie, weil ich nicht mit Energie die hemmenden Fesseln zu brechen vermag."

Ludmilla stand stumm und regungslos mehrere Minuten da. Als er aufblickte lag sie in demselben Moment ihm zu Füßen, umschlang mit dem einen Arm seinen Hals blickte ihn tief mit ihrem klarem, glänzenden Auge an und sprach flehend: „Verzeih

ihm Alexander, er meint es gut, nur versteht er nicht Dein innerstes Wesen. Sei ihm nicht bös, sondern scheide im Guten von ihm."

„Scheiden? — Wo sollte ich hin! Muß ich nicht bleiben, wo ich bin, da ich kein Geld habe, etwas Anderes zu unternehmen; und nicht die Energie besitze, ohne Geld in die Welt zu wandern. — — So will ich denn jener Kunst, die mich auf eine andere Bahn zieht, als wohin das Schicksal mich gestellt, Lebewohl sagen, — seinen Rath befolgen und die studiren, mich hier in Auenburg als Forstmann glücklich zu fühlen."

„Dazu würde ein bedeutenderes Talent, als Du es besitzest, nöthig sein!" entgegnete sie wehmüthig, „und darum ist es gut, daß das Studium Dir erspart bleibt. Du kannst jetzt Dein anderes Talent ausbilden, jener Kunst Dich zuwenden, welcher Du Lebewohl sagen willst."

Sie erhob sich, rief: „Warte einen Augenblick!" und verließ das Atelier. Nach wenigen Sekunden kehrte sie mit einem offenen Briefe zu Alexander zurück, der sie voll Spannung, Erwartung und Ueberraschung anblickte.

„Ich muß mich kurz fassen!" sagte sie mit gepreßter Stimme, „denn die Schlitten stehen zur Kirchfahrt bereit und der Vater erwartet mich.

Vorher muß ich Dir aber Dies sagen, damit meine Worte den Eindruck verwischen, den die des Vaters gemacht, und Du nicht Entschlüsse fassest, welche Deinen Wünschen entgegenlaufen und meine und meiner Tante Ludmilla Pläne und Handlungen zerstören. Wir hatten uns vergeblich besonnen, Dir Mittel zur Reise nach Italien zu verschaffen, als mir neulich der Gedanke kam, jenen Perlenschmuck, der eigentlich Dein Eigenthum ist und welchen ich gut entbehren kann, zu veräußern. Meine Tante billigte meine Idee, sandte mir als Beisteuer ihre Brillanten und ich schickte Alles in die Residenz an Barbara Feldmann, die alte treue Dienerin meines Bruders. Als ich heute Nacht vom Balle heimkehrte, fand ich diesen Brief von ihr vor, in welchem sie mir die Bedingungen des Kaufs mittheilt. Sie sind ziemlich günstig und wenn Du sie liest, wirst Du sehen, daß Du über mehrere tausend Thaler zu gebieten hast. Verweigere nicht die Annahme. Perlen und Steine sind ein werthloses Kapital während Dein Talent eine unerschöpfliche Quelle reichen Segens in mannichfacher Beziehung für Dich werden kann. Ich würde Dir erst davon gesagt haben, wenn der Kauf abgeschlossen und das Geld in meinen Händen war. Deine Unterhaltung mit dem Vater heute Morgen hat aber diese Idee

vereitelt. Als ich die Zerstörung Deines Wesens sah, war ich sofort entschlossen, Dir mitzutheilen, daß Du nun Geldmittel hast, Dein Talent auszubilden und der Kunst nicht mehr zu entsagen brauchst. Hier der Brief als Beweis und wenn ich aus der Kirche heimkehre, das Uebrige."

Ludmilla reichte Alexander den Brief und gedachte sich schnell zu entfernen; doch er, der sie bestürzt und sprachlos angehört, entriß sich der Erstarrung, die sich seiner bemächtigt. Er umschlang Ludmilla, indem er rief: „Du bist wirklich die treuste, beste Schwester!" Dann küßte er sie zärtlich, sagte: „Dank, tausend Dank, beste Ludmilla; doch Deine Bemühung war vergeblich und nimmer nehme ich Eure Aufopferung an. Ich werde noch einen Versuch bei meinem Onkel machen und mißlingt der, — erfüllt er nicht meine Bitte, so — entsage ich der Kunst und — und bleibe Forstmann, denn ohne Geld, kann ich Nichts thun!"

Vor Ludmilla's Augen begann es zu dunkeln trotz des hellen Lichtstrahls der Freude, den Alexanders letzte Worte in ihrer Seele hervorriefen. Nur eine Sekunde lang gab sie sich aber der Wonne dieses Gedankens hin, den Alexander hegte, nur eine Sekunde lang durchbebte ein Gefühl namenlosen Entzückens ihr Herz; dann wandte sie sich mit

Energie von dem leuchtenden Glanze des Bildes ab, dessen Farben sie blendeten, denn laut sagte ihr eine Stimme im Innern, daß Alexander nie als Forstmann glücklich sein würde. Sie liebte ihn zu tief, zu innig, um ihn als Mittel zu benutzen, sich glücklich zu machen. Egoismus lag ihr fern. Ruhig und entschieden sprach sie daher: „Fasse keine voreilige Entschlüsse Alexander, sondern überlege reiflich, ob Du nicht besser daran thust, eine freiwillige Gabe herzlicher Liebe und Freundschaft anzunehmen, als Deinen Onkel zu bitten, Dich zu unterstützen.“

„Nein Ludmilla, ich werde mich nie anders entscheiden.“

„Warum willst Du in dem Augenblick, wo sich Dir bietet, wonach so lange Dein Herz sich gesehnt, das Mittel zurückstoßen, Dein Talent auszubilden? — Stets sagtest Du, Geld und Talent müßten Hand in Hand gehen, damit Letzteres sich frei und schön entfalten könne, der Genius durch Nichts gehemmt würde. Die Mittel, welche wir Dir bieten, sind nicht bedeutend, indessen ausreichend, Dich an's Ziel Deiner Wünsche zu bringen. Nimm daher Schmuck und Perlen an, was ich Beides als gutes Omen für den Zweck betrachte. Laß Schmuck und Perlen das Samenkorn Deines Talents werden und Du sollst sehen, aus dem Schmuck sprießt die

Zierde Deines künftigen Lebens empor, aus den Perlen, schaffst Du einst echte Perlen der Kunst."

Alexanders Auge leuchtete tief und wunderbar bei des Mädchens Prophezeihung. Als sie schwieg, erfaßte er ihre Hand, indem er mit tiefer Bewegung sagte: „Wie sich auch mein Schicksal gestaltet, ich kann zufrieden sein. Bisher glaubte ich, die schönsten und herrlichsten Blüthen des Lebens gedeihen nur auf dem Gebiete der Kunst; doch jetzt weiß ich, daß im tiefen Dunkel dieser stillen Waldeseinsamkeit eine Blume für mich blüht, deren Duft auch berauschend ist, und welche an Farbe und Glanz alle andern übertrifft. Erschließen daher auch in der Ferne, der Ruhm, die Ehre, das Glück mir nicht ihre Blüthenkelche, so hier — die Liebe; Dein Herz beste Ludmilla ist eine Perle, wie sie heller und glänzender nicht gefunden werden kann. Dein Herz, Deine Liebe besitze ich! Auf Beides kann ich bauen, nicht wahr Ludmilla?"

Ein in das Atelier eintretender Diener meldete, daß der Oberforstmeister das Fräulein erwarte und das Mädchen enteilte dem Gemache, ohne Alexanders Frage zu beantworten.

Als Ludmilla einige Minuten später neben ihrem Vater im Schlitten saß und der Bernbacher Kirche entgegen fuhr, bemerkte der Oberforstmeister deutlich,

daß die Wolke des Kummers, welche eine Stunde zuvor ihre Stirn umschattet hatte, vor dem hellen Sonnenstrahle innern Glücks gewichen war und ihre Stimmung eine andere und bessere geworden.

Er wußte, daß sie mit Alexander zusammen gewesen, hoffte, daß seine Ermahnung die besten Folgen gehabt und glaubte, daß Ludmilla auf wirksamste Weise seine Worte unterstützt. Mit heiterer Zufriedenheit, blickte er daher auf seine erste That im neuen Jahre zurück, die zu thun, ihm Pflicht und Liebe geboten.

Auch Ludmilla schaute frohen Herzens auf die vergangene Stunde und in der Kirche betete sie mit fester Zuversicht: „O Herr lehre mich in Demuth mein Glück tragen, mit dem Du mich überschüttet hast!“

Elftes Kapitel.

Alexander, der nicht mit zur Kirche gefahren, ging nach einiger Zeit in den Wald. Unwillkürlich schlug er die Richtung des Weges ein, auf dem die aus der Kirche Heimkehrenden ihm begegnen mußten. Nach längerer Wanderung stand er inmitten jener Waldlichtung, wo sich die Grenzsäule befand, die am vergangenen Tage Trägerin eines so mystischen Liebeszeichen gewesen. Der Schneefall der Nacht, hatte sie zur weißen Pyramide umgestaltet und der Strahl der Sonne umleuchtete mit hellem Glanze ihre Spitze. In hohen Hügeln hatte der Sturm den Schnee um die Säule zusammengeweht und wie eine Lichtgestalt tauchte sie aus diesen flockigen, blendend weißen Wellen hervor, während es schien, als

reihte sich der dunkle Kranz der Föhren wie ein finsterer, undurchdringlicher Zug, unheimlicher, düsterer, verderbenbringender Nachtgestalten und schwarzer, böser Geister um sie her.

Alexander betrachtete ernst und nachdenklich dies öde, kalte, schauerliche Bild und keine Ahnung durchzog seine Seele, daß es das treue Gemälde seines eigenen Schicksals — seiner nächsten Zukunft war, auch ihn die dunkeln Nachtgestalten eines bösen Geschickes zu umringen begannen.

Ein freundlicher Morgengruß wurde ihm plötzlich zugerufen und er sah den Doktor Adrian aus Auenstadt vor sich. Sie wechselten einige Worte und im Begriff weiter zu gehn, sagte dieser, geheimnißvoll lächelnd „Ich bitte Sie, Niemand zu sagen, daß ich aus dem jetzt plötzlich gefeiten Zauberreiche Waldhains gekommen bin."

„Haben Sie dort Herrn Hesse den Rang abgelaufen?" fragte Hohenthal neckend, der sich der Geschichte des vergangenen Abends entsann.

„O nein!" rief Adrian lachend. „Er war gar nicht dorthin berufen. Die Geschichte ist eins seiner gewöhnlichen Kunststückchen, sich interessant zu machen. Er kann das Mährchenerzählen nicht lassen."

„Die Sache ist aber wie mir scheint nur ein halbes Mährchen, die andere Hälfte mit der Krank-

heit bittrer Ernst. Was fehlt der schönen Olga Warloff?"

„Wie? — Was? — Sie kennen den Namen meiner Patientin? — den ich nicht einmal gehört und erfahren habe?"

„Setzt Sie das so in Erstaunen?" entgegnete Alexander lächelnd, „wir Bewohner des Waldes wissen Manches, was Andere nie hören."

„Das scheint so, lieber Hohenthal; doch sagen Sie, warum thaten Sie gestern beim allgemeinen Allarm so unschuldig?"

„Ich folgte Ihrem Beispiel."

„Bitte! Ich wußte gestern Abend noch von gar Nichts, wurde erst nach Mitternacht, als Sie schon den Ball verlassen, nach Waldhain citirt und zwar durch die Tochter des Waldwärters Anton, die in Waldhain beim Kastellan dient."

Ist die Dame sehr krank, zu der Sie auf Umwegen berufen wurden?"

„Brustkrämpfe, Herzkrämpfe, ꝛc., Folgen von Liebesleiden, sonst Nichts, aber dennoch schlimm genug, denn ich fand sie sehr unwol."

„Aha, sie liebt also, leidet durch Liebe."

„Wie? Das wußten Sie nicht. Ich glaubte, da Sie Eins wissen, wüßten Sie auch das Andere was mir die Mutter angedeutet. Also halt, daß

ich nicht aus der Schule plaudere und mich nicht um mein Renommée der Verschwiegenheit, was ich besitze, durch ein leichtsinniges Wort bringe. Guten Morgen!"

„Guten Morgen Herr Doktor und sein Sie sicher, daß ich jener einsamen Waldbewohnerin nicht schade."

Wenige Augenblicke, nachdem Doktor Adrian auf dem Wege nach Auenstadt verschwunden, kam der Schlitten des Forsthauses von Bernbach daher. Ludmilla saß allein darin. Sie antwortete lachend auf Hohenthal's Frage nach ihrem Vater, er sei von Olga Warloff, der Circe von Waldhain, entführt worden, setzte aber dann ernst hinzu: „Er ist zum Bernbacher Förster gegangen und will zu Fuße den übrigen Theil des Weges zurücklegen."

Alexander nahm den Platz an, den Ludmilla ihm anbot und Beide fuhren dem Auenburger Forsthause entgegen. Nach ungefähr einer Viertelstunde holte ein Schlitten sie ein. Als sie sich darnach umwandten, erkannten sie in demselben den alten, vornehm aussehenden Herrn wieder, der sie am vergangenen Tage nach dem Waldhainer Wege gefragt hatte.

Als der Schlitten langsam an Alexander und Ludmilla vorüberfuhr, ruhte das Auge des Herrn

abermals scharf und prüfend auf Beiden und ein leises Zucken, ein Erbleichen machte sich auf seinem Gesichte bemerkbar, als sein Blick das liebliche, schöne Antlitz des Mädchens traf. Er gab dann seinem Kutscher ein Zeichen, der Schlitten hielt, und er erhob sich, indem er mit gewinnender Freundlichkeit sprach: „Heute irre ich mich gewiß nicht in meiner Vermuthung und Du bist mein Neffe, Alexander Hohenthal, den ich aufsuchen wollte.“

Graf Lingen streckte bei seinen Worten Hohenthal die Hand mit Herzlichkeit entgegen. Alexander war mit einem Sprunge aus seinem Schlitten und stand neben dem Grafen, der ihn flüchtig in die Arme schloß, dann von sich schob und mit augenscheinlichem Wohlwollen betrachtete.

Alexander's Antlitz strahlte von Freude, als sein Onkel ihn abermals umarmte und freundlich sprach: „Nun, das nenne ich Glück, Dir zu begegnen! Komm mein Junge zu mir, Deinem alten Onkel, in den Schlitten, geleite mich nach dem Auenburger Forsthause, das ich unter Deiner Aegide muthig zu betreten wage, denn ich hoffe, trete ich unter Deinem Schutze dem alten Waldbären in's Haus, frißt er mich nicht auf.“

Alexander blickte mit peinlichem Ausdruck auf Ludmilla. Sie war erbleicht bei dem plumpen

Scherze des Grafen; doch ihre Geistesgegenwart hatte sie nicht verlassen. Eine Sekunde lang heftete sich ihr offenes, glänzendes Auge mit festem, sicheren Blick auf den Grafen, dann neigte sie mit leichtem, flüchtigen Gruß ihr Haupt und rasch flog ihr Schlitten an beiden Herren vorüber.

Dem Grafen imponirte die Sicherheit ihres Blickes, die Anmuth und Würde ihres Grußes. Er verbeugte sich so tief und ehrerbietig als verneige er sich vor einer regierenden Fürstin. Als Ludmilla aber durch eine Biegung des Weges seinem Auge entrückt war, sprach er nachlässig: „Deine Vestalin, lieber Alexander, nicht wahr?"

„Ja! — Ludmilla, die Tochter des Oberforstmeisters."

Lingen machte seinem Neffen neben sich im Schlitten Platz, indem er mit erkünstelter Ruhe sagte: „Ein niedliches Gesichtchen, nur zu blaß, förmliche Gypsfarbe. Sie könnte beinahe eine Statue vorstellen."

Alexander hatte auch die Todtenblässe in Ludmilla's Gesicht bemerkt und sich davor entsetzt. Ihm fielen all die Geschichten aus der Vergangenheit ein, die er durch seine Tante genau kannte und unwillkürlich war es ihm unangenehm, daß er die Veranlassung zu einem Besuche Graf Lingens im Forst-

hause war. Eine Centnerlast wälzte sich ihm vom Herzen, als sein Onkel plötzlich ausrief:

„Wie wäre es, Alexander, wenn Du mich begleitetest? — Du siehst, ich habe Dir Gegenvisite machen wollen; doch ich glaube, Alles, was ich mit Dir zu besprechen habe, würde sich besser und leichter in dem Zimmer des Gasthofes im Städchen Auenstadt besprechen lassen, als im Forsthause, unter dem Dache eines Mannes, der mein persönlicher Feind ist. — Laß uns umkehren! Höre an, was ich Dir zu sagen habe, und entscheide Dich fern von einem Orte, der Dir zwar die zweite Heimath, aber auch zugleich das Grab Deines schönen Talentes ist.

Der Schlitten wandte sich auf Befehl des Grafen, nachdem Hohenthal freudig seine Zustimmung zu dem neuen Arrangement gegeben.

Ludmilla stand, nachdem sie das Forsthaus erreicht, wol eine Stunde harrend am Fenster. Doch Nichts unterbrach die tiefe Stille um Auenburg; Nichts zeigte sich auf dem breiten Waldwege, den sie entlang blicken konnte. Nach einiger Zeit kam ihr Vater. Sie kündigte ihm Graf Lingen's Besuch an und nahm dann ihren Wartepoften von Neuem ein. Endlich gewahrte sie einen Diener in reicher Livrée. Sie erkannte ihn wieder, da sie ihn

am Schlitten des Grafen Lingen gesehen. Einige Minuten später trat ihr Vater in das Zimmer. Mit erzwungener Heiterkeit sprach er: „Der von Dir angekündigte Gast bleibt aus, liebe Ludmilla. Alexander läßt sagen, daß sie in die Stadt gefahren wären. Komm mein Kind, denn Cousine Brigitta behauptete schon vor einer halben Stunde, ihr herrlicher Auerhahn würde nicht mehr zu genießen sein, da er so lange am Spieße sei. Laß uns also eilen, denn sie erwartet uns jetzt."

Ludmilla ging zu Tische. Sie aß auch, weil Fräulein Brigitta es wollte; doch ob der Auerhahn gut oder schlecht war, das wußte sie nicht. Ihr fiel aber doch auf, daß ihr Vater, der sonst nie Rothwein trank, den Rothwein des Doktors und dieser gar nichts trank und sie dachte: „Wie zerstreut sind Beide!"

Dasselbe dachte Fräulein Brigitta am Nachmittage beim Kaffee, sowie Abends, als sie eine Parthie Whist mit dem Oberforstmeister und dem Doktor spielte und Keiner von Beiden je wußte, was ausgespielt war. Ludmilla saß still und bleich am andern Tische und starrte ewig auf eine Stelle des vor ihr liegenden aufgeschlagenen Buches. Fräulein Brigitta fragte sich, ob es wol lohnen würde, die Aalpastete nach dem Thee zu geben, die sie so

herrlich zubereitet hatte, entschied sich indessen dafür, den Leckerbissen bis zum folgenden Tage zu verspa- ren, wo sie hoffte, bessere Anerkennung ihrer Koch- kunst einzuernten, als an dem Abend, wo Graf Lingen Allen den Appetit verdorben hatte.

Mit ihrer Aalpastete Glück zu machen, stand aber für dieses Mal nicht im Schicksalsbuche des Fräulein Brigitta von Kettenbach geschrieben, denn am folgenden Tage zeigten alle Gemüther noch grö- ßere Verstörung, als am vergangenen. Es war nämlich Mittag geworden, und Alexander Hohen- thal noch nicht ins Forsthaus zurückgekehrt.

Der Oberforstmeister ging mit düsterer Stirne umher und das Lächeln, das Ludmilla auf ihre Lippen zwang, that Allen, die sie kannten und in- stinktmäßig fühlten, welcher Verlust ihr bevorstand, weher, als wenn sie Thränen in ihrem Auge ge- sehen hätten.

Ludmilla trug im Herzen ein Gefühl, als stürze das Haus über ihr zusammen und ohne Unterlaß trieb es sie hinaus ins Freie. Aengstlich folgten ihr dorthin Aller Augen und um einer Beobachtung zu entgehen, die ihr furchtbar und im höchsten Grade lästig war, bat sie ihren Vater, ihr zu ge- statten, die Töchter des Landrathes zu besuchen, die sie auf dem Sylvesterballe gebeten, einige Tage bei

ihnen zuzubringen. Wangenheim gestattete mit Freuden diesen Wunsch, und zum Erstenmale im Leben trennte er sich gern von seinem Kinde.

Während die Bewohner des Forsthauses in banger Erwartung der kommenden Ereignisse harrten und sich vielfach mit dem Ausmalen der Folgen einer Begegnung zwischen Onkel und Neffen beschäftigten, lebte Alexander dem Genusse einer angenehmen Gegenwart, umgaukelt von den schönsten, heitersten Bildern seiner Zukunft.

Graf Lingen zeigte sich ihm von der besten Seite und hatte schon während der ersten Viertelstunde sein, jedem angenehmen Eindrucke offenes Herz gewonnen. Er erzählte ihm von Scharfenstein, von Linda, dem alten Ardau und versicherte ihm neckend, daß alle Bewohner des Schlosses sich nach ihrem „neuen jungen Herrn" sehnten. Letzteren Worten fügte der Graf die Bemerkung bei: „Ich ärgerte mich sehr bei meiner Heimkehr, daß Alle Dich so tief ins Herz geschlossen; doch nun, wo ich Dich sehe, finde ich es begreiflich und natürlich, denn auch mir gefällst Du ausnehmend."

Alexander küßte dankbar die Hand seines Onkels

und Freude leuchtete aus seinem Blicke, als dieser dann mit großer Anerkennung von seinem Talente redete.

So schnell wie noch nie verging dem jungen Manne die Zeit und er war überrascht, als sie in Auenstadt anlangten, sowie alle Einwohner des Städtchens überrascht waren, als sie den Auenburger Förster mit dem geheimnißvollen Gaste aus dem goldenen Löwen fahren sahen.

Graf Lingen sprach an dem Tage mit seinem Neffen über alle möglichen Gegenstände, berührte aber nicht den eigentlichen Grund, der ihn angetrieben Alexander aufzusuchen. Er wollte ihn erst etwas sondiren und that Das nach Kräften. Am nächsten Morgen sagte er freundlich: „Ich wünschte Du vergäßest, daß ich mich bisher wenig verwandtschaftlich gegen Dich benommen. Man verläumdete Dich bei mir und es trug Frucht; doch glaube, daß ich von nun ab Dein Dir wohlwollender Onkel sein will und als solcher gleich beginne. — Du hast Talent, doch nun die Frage, hast Du auch Geld? — Ohne Geld ist das Talent oft mehr ein Unglück, als ein Glück. — Willst Du Künstler werden — oder Dein Leben als Forstmann beschließen. Sei ganz offen, wie ich es auch sein werde, denn nur dann kann ich Dir helfen.“

Alexander setzte dem Grafen offen seine Verhältnisse auseinander und Lingen entgegnete darauf nach längerer Pause: „Nachdem was Du mir sagst, hat der alte Wangenheim gut an Dir gehandelt und sich dem Anscheine nach ganz uneigennützig benommen. Indessen ich, lieber Neffe, kenne ihn besser, da ich überhaupt wol mehr Menschenkenntniß habe, als Du, der Du in einer idealen Welt lebst und Dich mehr, wie ich hörte, und jetzt auch gemerkt, im Reiche der Gedanken, der Träume und Phantasien bewegst, als in der dürren, trocknen Atmosphäre der kahlen, prosaischen Wirklichkeit. So sehe ich seine That von anderer Seite an! — Der alte, schlaue Oberforstmeister hat Dich nur als Erbe von Scharfenstein an sich gekettet, um seine Tochter dermaleinst im Besitz dessen zu sehn, was seine Schwester nicht errungen. Glaube mir, Alexander, wäre meine Linda ein Knabe, Wangenheim, der nicht einen Faden von Kunstsinn besitzt, hätte nie einen modellirenden Förster in Auenburg geduldet — und wenn Du zehnfach der Sohn seines Jugendfreundes gewesen wärst. Er ist ein eisenfester Starrkopf, er hat eine durchweg consequente Natur, will erreichen was er sich einmal vorgenommen hat, hängt daran mit allen Fasern seines Herzens und strebt danach mit allen Kräften seiner Seele! — So war er früher, —

so ist er noch! — Er lernte mich kennen, als ich noch sehr jung war und bestimmte mich gleich zum Gatten seiner Schwester, weil ich großes Vermögen besaß. Damals kümmerten ihn meine Charakterfehler, die er sehr genau kannte und später so stark rügte, nicht. Um jeden Preis wollte er, der bereits verheirathet war, mehrere Brüder und auch noch seine beiden Schwestern ernähren mußte, diese Letzteren gut verheirathen; und obgleich die Aelteste mehrere Jahre älter war als ich, machte er doch aus uns ein Paar. Sie war schön, ich jung und leidenschaftlich; doch sie verblühte schnell und ich haßte alles Welke! — Wir wurden unglücklich. Man gab mir allein die Schuld. Später verfeindete ich mich ganz mit Wangenheim. Den Grund wirst Du kennen; doch urtheile auch hier nicht einseitig, sondern glaube mir, daß, wenn ich nicht geahnt und gefühlt, daß jene Ludmilla mich liebte — ich nie auf die Idee gekommen wäre, sie heirathen zu wollen. Der Bruder wollte mich zwingen, glücklich mit der mir von ihm bestimmten Gattin zu werden. Da ich mich nicht zwingen ließ, wurde er mein Feind und stellte mir überall, wo ich nun sonst mein Glück suchte, Fallen und Schlingen. Er umstrickte mich mit boshaften Netzen und später jubelte er, als sich meine Hoffnungen auf irrdisches Glück nicht

erfüllten. — Ich werde nie den Augenblick vergessen, als ein unglücklicher Zufall mich mit ihm nach dem Tode meines dritten Knaben zusammenführte und er mir mit triumphirendem Lächeln sein Beileid ausdrückte! Es war ein schrecklicher Moment."

Graf Lingen sprang bei diesen Worten von seinem Stuhle empor und ging in lebhafter Erregung im Zimmer auf und nieder. Alexander, auf den Gespräche solcher Art, und Ausbrüche von Zorn und Leidenschaft, stets einen sehr peinlichen und unangenehmen Eindruck machten, da sie auf die innere Harmonie seines poetischen Gemüthes störend einwirkten, saß mit zu Boden gesenktem Blicke da und stützte seinen Kopf in der Art mit der Hand, daß der Ausdruck seines Gesichtes dem Grafen theilweise verhüllt war. Er blickte erst empor, als sein Onkel ihm die Hand von der Stirne zog und heiterer sprach: „Wir wollen die vergangenen Dinge nicht weiter berühren. Ich habe Dir nur meine feststehende Ansicht kund geben wollen, daß Du jetzt das Opfer von Wangenheim's Plänen bist, wie ich es einst war. Du hast sein Eidam werden sollen, da er Dich für meinen Erben hält. Ob Du aber das je wirst, steht noch in Gottes Hand und muß erst in Zukunft entschieden werden, denn, gefällt mir noch einmal eine Dame, werde ich heirathen und da andere

Männer in meinem Alter auch noch Väter geworden sind, ist bei mir die Möglichkeit, eigene Erben zu bekommen, nicht abgeschnitten. Augenblicklich habe ich aber kein anderes Interesse im Auge, als für Dich gut zu sorgen, da ich für Deinen Vetter Walther Passenberg, ebenfalls nach Kräften gesorgt habe! Ich frage Dich daher, ob Du der Forstcarriere entsagen und Bildhauer werden willst, ob Du Lust hast, nach Italien, in das Land der Künste zu reisen, oder hier in dieser Waldeseinsamkeit Dein Leben zu vertrauern gedenkst?" —

Aus Alexanders sprechendem Auge leuchtete ein Strahl der reinsten Freude und mit erregter Stimme redete er von seinen Plänen und Wünschen.

Lingen lächelte und rief: „Gut, so reise! Für den Fall, daß Du aber Lust hast, mich einige Zeit auf meinen Reisen zu begleiten, habe ich Dir von unserm Landesherrn ein Urlaubsschreiben auf drei Monate erwirkt. Zuerst gehe ich nach B**, und von dort aus kannst Du Deine Bitte um Entlassung aus dem Forstdienst einreichen. — Ich möchte Dir rathen, mich zu begleiten, denn ich reise binnen wenigen Tagen nach Berlin und Dresden, vielleicht auch nach München. In Dresden gedenke ich am Längsten zu verweilen. Du hast da, sowie in Berlin die beste und schönste Gelegenheit, die Kunst-

schätze einiger vaterländischer Residenzen kennen zu lernen, bevor Du die des Auslandes aufsuchst."

Hohenthal erklärte sich bereit, Lingen zu begleiten und sprach seinen Dank für das ihm gemachte Anerbieten in einfachen, herzlichen Worten aus. Mit noch größerem Vergnügen sah er der Reise entgegen, als der Graf erwähnte, daß er sich bereits mit Empfehlungsschreiben an Künstler und Gelehrte habe versehen lassen, — er also an allen genannten Orten im Stande sei, seinen Neffen in Kreise einzuführen, die bildend und belehrend für ihn sein würden und wo sich ihm gewiß Gelegenheit bieten müsse, interessante, und vielleicht auch einflußreiche Bekanntschaften anzuknüpfen.

Hohenthal war zu schnell, zu unerwartet an das Ziel seiner kühnsten Wünsche gelangt, als daß die neugewonnenen Aussichten, der gänzliche Umschlag seiner Verhältnisse, ihn nicht hätten blenden und verwirren müssen. Im bunten Chaos wogten seine Gedanken durcheinander und die verschiedensten Ideen durchkreuzten seinen Kopf. Anfangs stand Ludmilla's Bild im strahlendsten Zauber vor seiner Seele und er fragte sich, was sie zu der schnellen Trennung sagen würde; dann dachte er daran, welch' bedeutungsvolle Worte er an dem Morgen zu ihr gesprochen hatte; doch nach und nach schwanden vor

den neuen Bildern, die Graf Lingen von seiner Zukunft vor ihm aufrollte und vor den ihn erwartenden Genüssen der Reise, von denen dieser dem erregten jungen Manne glänzende, anziehende Skizzen entwarf, die alten Erinnerungen, welche mit seiner Vergangenheit in Verbindung standen.

Es war Hohenthal zu Muthe, als leuchte seinem Leben jetzt erst die Sonne. Die einfachen, bescheidenen Verhältnisse, in denen er bisher gelebt, erschienen ihm reizlos und schaal, als sein Onkel sie ihm mit dem Lichte beleuchtete, in dem er wünschte daß Alexander künftig seinen Aufenthalt im Forsthause ansehen sollte.

Am Morgen hatte Alexander die eintretende Störung der Kirchfahrt bedauert, als diese sein Gespräch mit Ludmilla unterbrochen hatte; aber am Abend segnete er sie, als Lingen seine Freude darüber aussprach, daß er nicht verlobt sei und ihm mit lebhaften Farben schilderte, wie anders man jeden Eindruck in sich aufnehme, als wenn man gebunden wäre. Die einfachen Worte Lingen's, seine praktische, vernünftige Anschauung der Dinge und Verhältnisse fand Eingang in seine Seele. Alexander sah ein, es sei besser, gänzlich fessellos die Welt zu durchstreifen und er dachte, der Onkel hat Recht „die Rosenfessel der Liebe ist und bleibt immer eine

Fessel und ein studirender Künstler, der verlobt ist, ist ein Unding."

Als Hohenthal nun am folgenden Tage Nachmittags nach dem Auenburger Forsthause fuhr, nahm er sich fest vor, Ludmilla, an die er am Tage zuvor ein ernstes bedeutungsvolles Wort gerichtet, offen seine veränderte Ansicht mitzutheilen, ihr zu sagen, daß er zwar mit der Hoffnung reise, daß sie ihm später das Jawort geben würde, sie und sich selbst aber vorläufig durch kein Versprechen binden wolle.

Mit Trauer vernahm Alexander im Forsthause die Nachricht, daß Ludmilla vor einer Stunde abgereist sei, denn ihr hatte er zuerst sein Glück verkünden wollen. Er konnte es nicht und ging nun in das Zimmer des Oberforstmeisters.

Wangenheim begrüßte ihn mit gewohnter Herzlichkeit; doch finster runzelte er die Stirne, als Alexander von Urlaub, von Reisen, von Aufgeben seiner Carriére und seiner Idee, Bildhauer zu werden, sprach. Er wurde heftig, zornig und sagte manches böse Wort über Graf Lingen; dann erweichte sich sein Sinn, als er an die Trennung von

seinem Lieblinge dachte und mit flehendem Tone setzte er hinzu: „Bleibe Waidmann, Alexander, denn im Walde bleibt Dir Geist, Herz und Seele gesund! Was willst Du in Italien, da Du ein so schönes Vaterland hast; Alterthümer sehen! — Gott im Himmel! Was nutzen Dir die Trümmer vergangener Herrlichkeiten. Bleibe hier, wo die Bäume des Waldes die herrlichsten Tempel und lauschigsten Grotten bilden, wo die Natur Dir jeden Tag in anderem Farbenglanze ihre an Reiz und Schönheit reichen Bilder zeigt."

„Ich kann nicht Forstmann bleiben. Die Kunst, die Kunst ist's, die mich allein zu sich hin zieht. Ich muß sie studiren, muß bis in ihre tiefen Geheimnisse dringen, muß wirken und schaffen auf diesem unermeßlichen Gebiete und sollte es nur ein Sandkorn sein, was ich beitrage. Ich muß es aber beitragen. Unablässig treibt es mich dazu, Alles was ich bisher besessen, was mich bisher beglückte, auf dem Altare der Kunst zu opfern, nur ihr allein zu leben."

„Und Du denkst nicht an Die, denen über dieses Opfer das Herz brechen wird?"

„Wem sollte mein Scheiden das Herz brechen?" —

„Das fragst Du mich, Deinen zweiten Vater?"

Alexander blickte Wangenheim an. Er warf sich

an seine Brust von heiligen Dankesgefühlen und inniger Liebe durchdrungen; doch beide Empfindungen schwanden wie leichte Schatten aus seinem Herzen, als der Oberforstmeister hinzusetzte: — „Und Ludmilla! — Ludmilla, deren Ein und Alles Du bist, deren Liebe Du mir zum Theil entzogen hast, die ich Dir aber aus dem Grunde gern und willig überlassen habe, weil ich glaubte und dachte, daß Du einst vor Gott und Menschen heilige und gerechte Ansprüche an diese Liebe geltend machen würdest! — Nun, willst Du auch diese Liebe der Kunst opfern, ihr entsagen und mein Kind verlassen? —"

Wie anders würde der Eindruck dieser Worte gewesen sein, wenn sie vier und zwanzig Stunden früher an Hohenthal gerichtet worden wären! —

In dem Augenblicke verfehlten sie gänzlich ihre Wirkung. Sie machten sogar einen unangenehmen Eindruck auf den jungen Mann, dem die Worte seines Onkels einfielen, die Wangenheim schlauer Pläne und intriganter Handlungen beschuldigten.

Ruhig und offen blickte der alte Forstmann seinen Pflegesohn an, der im peinlichen Schweigen verharrte und die an ihn gerichtete Frage nicht beantwortete. Er legte die Hand ihm fest auf die Schulter, indem er sagte: „Senke nicht Dein Auge Alexander, denn Du hast es nicht nöthig, und müßte

jetzt einer von uns zu Boden blicken, wäre es an mir, es zu thun, da ich einen delikaten Punkt mit rauher Hand berührt. Ich schlage aber auch nicht mein Auge zu Boden, denn ich that nichts Unrechtes und Gott ist mein Zeuge, daß ich's nur gesagt habe, um unser Aller Glück zu gründen. Du wirst mich nicht verkennen, denn Du kennst mich zu lange! — Du weißt, daß es meine Art ist, den geraden, schnell zum Ziele führenden Weg einzuschlagen — und nicht auf Nebenpfaden umherzuschleichen. Darum verfolge ich auch jetzt die betretene Bahn, obgleich Du mich nicht ermunterst, weiter darauf zu gehen und sage Dir einfach: Bleibst Du Forstmann, soll Ludmilla, so bald Du willst, Dein Weib werden. Ihr seid Euch gut, Ihr liebt Euch! Warum willst Du also den Pfad der Liebe verlassen und den Weg des Ruhmes einschlagen? Dort werden sich Dir tausend und aber tausend Schwierigkeiten entgegenstellen, da wirst Du Dornen ohne Zahl finden. Das Ziel, dem Du zustrebst, ist nicht leicht zu erreichen, ein Michel Angelo wird nicht oft geboren und würde Thorwaldson, der Dein Ideal ist, so berühmt sein, wenn hundert Andere ihm gleich in dieser Zeit ständen? — — Ueberschätze daher Dein kleines Talent nicht, laß es der Schmuck Deines Lebens sein, aber mache es nicht zu Deinem Berufe.

Bedenke wol, wie Viele sich auf dem Pfade der Kunst dem Ziele des Ruhmes entgegendrängen, wie schwierig es ist, darauf voranzuschreiten und wie Mancher durch Neid, Bosheit, Mißgunst davon zurückgestoßen wird. Gieb daher den Gedanken an den Lorbeer auf — und wende Dich dem bescheidenern Reise der Myrthe zu, das für Dich Ludmilla's Haupt umkränzen soll."

Wangenheim glaubte jetzt Alles gesagt zu haben und hoffte, daß Alexander's Entscheidung nach seinem Wunsche ausfallen würde. Er schwieg und sein Blick ruhte erwartungsvoll auf dem bleichen Antlitze Alexander's.

Dieser verharrte mehrere Sekunden in tiefem Schweigen, dann brachte er endlich mit gepreßter Stimme die Worte hervor: „Ich glaube, es wird besser sein, Ludmilla und ich, die wir Beide so wenig die Welt kennen, so wenig mit andern Menschen in Verkehr gestanden haben, lernen, bevor wir einen Bund fürs ganze lange Leben schließen, erst Welt und Menschen kennen! — Sie ist so jung, ich — —

„Genug, Alexander! Ich weiß jetzt Deinen Entschluß und Deine gesprochenen Worte genügen. Geh', reise also! Lerne Welt und Menschen kennen, und bedauere es nie, Auenburgs stille Waldeinsamkeit verlassen zu haben. — Einmal habe ich Dir

dort eine Welt stillen Glückes, ruhigen Friedens an der Seite meines Kindes angeboten, — nie wieder! — — Lebe wohl."

Der Oberforstmeister wandte sich nach der Thüre. Hohenthal hielt ihn zurück und sprach weich: „Vater, gehe nicht im Zorn von mir, verkenne mich nicht. Glaube mir, daß Deine Ludmilla mein Lohn sein soll, wenn ich gewirkt, gearbeitet und Tüchtiges geleistet habe. Sie soll der Preis meiner —

„Halt! Nichts davon. Mein Kind, Alexander, wird nie und nimmer das Weib eines Künstlers und sollte er der Erste der Welt sein. Das ist mein fester, unumstößlicher Entschluß!"

„Du wirst ihn ändern, wenn Du einsiehst, dadurch Deines Kindes und mein Glück begründen zu können!" rief Alexander lebhaft.

„Dein Glück! — Wer Talent hat, wie Du es zu besitzen glaubst, und dabei das Streben hat, nur seinem Talente zu leben und für dasselbe zu wirken, bedarf selten etwas Anderes zu seinem Glücke! — Jedes Andere wird wenigstens stets nur den zweiten Platz in seinem Herzen einnehmen, die zweite Rolle bei Allem spielen und — das soll nicht Ludmilla's, meiner einzigen Tochter, Schicksal sein. Sie soll an der Kunst keine Nebenbuhlerin haben! Es ist die gefährlichste, die es giebt, denn sie hält den, der

sich ihr einmal mit glühender Begeisterung ergeben, wie mit eisernen Banden umschmiedet und läßt ihn nicht aus ihren Armen, in denen er sich stets heimisch, wohl und glücklich fühlt. Wird die Kunst Deine Geliebte, ist Ludmilla für Dich verloren und den Gedanken an sie gieb also auf."

„Ich kann ihn nicht fassen."

„Du mußt es aber, denn ich ändere meine Ansichten nicht."

„Ihre Zuneigung werde ich immer besitzen."

„Die mag sie Dir bewahren; doch ihre Liebe muß sie einem Andern schenken."

„Laß mich Ludmilla vor meinem Scheiden sprechen."

„Ich sagte Dir, sie liebt Dich und sprach keine Unwahrheit. Erspare ihr den Trennungsschmerz. Ich bitte Dich inständig darum."

„So grüße sie wenigstens tausendmal und herzlich von mir."

„Gern."

„Darf ich an sie schreiben?"

„Als ihr Bruder — ihr Freund, — ja! — Doch versprich mir auf Deine Ehre, nicht früher als nach einem halben Jahre an sie zu schreiben, denn bis dahin hat sie, wie ich hoffe, den ersten

Sturm heftiger Leidenschaft überwunden und ist ruhiger geworden."

„Ich verspreche es."

„Gieb mir auch Dein Wort, ihr nie Liebesversicherungen zu machen."

„Ich gebe es in der Hoffnung, daß Du mich einst davon entbindest."

„Lassen wir das, und — nun lebe wohl Alexander!"

„Ich reise noch nicht gleich, packe erst ein, dann komme ich zu Dir."

„Ich muß nach Bernbach in Geschäften; also sehe ich Dich nicht wieder."

Er öffnete seine Arme, drückte den jungen Mann fest an sich und indem Thränen in seinen Augen schimmerten, sagte er ernst: „Gott mit Dir!"

„Ich darf doch einst hierher zurückkommen?"

„Du bist ein stets willkommener Gast."

„Gast? — —"

„Ja! denn von nun ab wirst Du Fremdling hier werden."

„Du wirst aber doch nicht mit Groll meiner denken?"

„Nie! Hier meine Hand und Wort darauf. Ich habe schon mit aller Welt Frieden gemacht, da meine Todesstunde jeden Augenblick eintreten kann, und

ich werde daher — vielleicht kurz vor meinem Ende, — nicht Dein Feind werden."

„Laß Dein Segen mich begleiten!" rief Hohenthal schmerzlich bewegt.

„Er ist auf jedem Deiner Wege!" erwiederte der alte Forstmann ernst.

„Er wird mir Glück bringen."

„Möge er Dir Besseres — Zufriedenheit mit Deinem Loose geben!" fügte Wangenheim hinzu.

„Damit werde ich zufrieden sein. Ich gelange jetzt an das Ziel meiner Wünsche."

„Am Ziele der Wünsche ist nie Jemand in Deinem Alter, Alexander."

„So bin ich doch wenigstens am Ziele eines Wunsches."

„Das bist Du. Wollte aber Gott, Du wärest nicht durch Graf Lingen an dies Ziel gelangt. Das betrübt mich."

„Er ist ja aber gerade der Gründer meines Glückes, lieber Vater."

„Gebe der Himmel, daß Du wahr sprichst! —"

„Du wirst Dich davon einst überzeugen."

Wangenheim schüttelte ernst und bedenklich sein weißes Haupt und rief dann rasch: „Lebe wohl, Alexander!" Er öffnete dem jungen Manne, der sein Sohn und Liebling seit langen Jahren gewe-

sen, seine Arme, drückte ihn noch einmal fest an sein Herz, verließ ihn dann und wenige Minuten später fuhr er nach Bernbach.

Alexander ordnete seine Sachen. Er schrieb einige Worte des Abschiedes an Ludmilla. Die tiefste Trauer übermannte ihn. Mit schwerem Herzen sagte er Brigitta und Sebaldus, sowie den übrigen Bewohnern des Forsthauses Lebewohl.

Als die Nacht bereits vollständig hereingebrochen, schied er aus Auenburgs stiller, friedlicher und romantischer Waldeseinsamkeit.

Zwölftes Kapitel.

Kaum hatte Alexander an jenem Nachmittage Graf Lingen verlassen, als dieser sich an den Schreibtisch setzte, um dem Fürsten von B** das fernere Resultat seiner Bemühungen in der Angelegenheit des Erbprinzen mitzutheilen.

Der Brief lautete:

Gnädigster Fürst und Herr.

Theuerster Freund.

Auf Dein letztes Schreiben traurigen Inhalts hatte ich nur Zeit, Dir in wenigen flüchtigen Worten mein aufrichtiges Beileid an der plötzlich und unerwartet eingetretenen Krankheit Deiner so hoch von mir verehrten Gemahlin auszudrücken, sowie den Rath hinzuzufügen: möglichsten Nutzen für die

bewußte Sache aus diesem höchst betrübenden Ereigniße zu ziehen. Ausführlicher über die in S** zwischen mir und dem Erbprinzen Statt gehabte Scene zu schreiben und Dich über die ganze Lage und den Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen, war unmöglich. Ich hatte keinen Augenblick Zeit zu verlieren; es drängte zur That und Handlung und — ich glaube sagen zu dürfen, ich that was in meinen Kräften stand, versäumte Nichts und benutzte jeden sich mir bietenden Vortheil.

Nachdem ich jetzt die Hoffnung ausgesprochen, daß Du der Sorge um das Leben Deiner geliebten Gemahlin enthoben bist und die hohe Frau sich auf dem Wege der Besserung befindet, theile ich Dir in flüchtiger Skizze meine letzten Erlebnisse in S**, sowie meine Hoffnungen für die Zukunft mit.

Die Dame, welche den Erbprinzen seine Pflichten vergessen ließ, ist die Tochter eines russischen Officiers, der in der Schlacht bei Culm sein Leben verloren. Ihre Mutter ist eine Deutsche und zwar aus Königsberg. Frau von Warloff begab sich nach beendetem Kriege mit ihrer Tochter in die Heimath ihres Mannes, wo sie hoffte Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens zu werden, das er vorgegeben, zu besitzen. Aermer als sie gewesen, kehrte sie nach einigen Jahren aus Rußland

zurück, lebte theils von ihrer Hände Arbeit, theils von der Unterstützung mildthätiger Verwandten. Ihr Kind wuchs zu einem auffallend schönen Mädchen heran und zeigte schon in früher Jugend ein außerordentliches Talent für das dramatische Fach. Die klug berechnende Mutter scheute kein Opfer, dies Talent auszubilden und Olga Warloff stand vor ungefähr einem Jahre im Begriffe, in G** Mitglied des herzoglichen Hoftheaters zu werden und öffentlich aufzutreten, als der Erbprinz das schöne, zwei und zwanzigjährige Mädchen sah und sie ihrem erwählten Berufe untreu machte. Sie gab das eingegangene Engagement auf und reiste mit ihrer Mutter nach Paris. Dein Sohn folgte ihr. Als Du ihn zurückberiefst, begleitete sie ihn unter der Bedingung nach Deutschland, sich dort mit ihr trauen zu lassen. Der Herzog von G**, des Erbprinzen Freund, war Deines Sohnes Vertrauter. Er hatte Frau von Warloff und ihrer Tochter einen kleinen Landsitz, unweit G**, zum Aufenthalte angewiesen und sie dort so geheim zu halten gewußt, daß ich wochenlang in der Residenz des Herzogs war, ohne den Ort zu entdecken, wo die Damen lebten. Endlich erfuhr ich Alles, was ich zu wissen wünschte, und auch zugleich die Nachricht, daß in den nächsten Tagen die heimliche Trauung

des Erbprinzen Statt finden würde. Ohne mich zu besinnen eilte ich nach dem Landhause und trat unangemeldet in das Zimmer des Erbprinzen. Er war erst wenige Stunden zuvor dahin gekommen, wie ich genau wußte. Ich fand ihn allein und er entsetzte sich augenscheinlich sehr über meinen Anblick. Dann brach ein Sturm über mich los und eine Fluth böser Worte überströmte mich. Ich blieb kalt und ruhig und entgegnete einfach, daß ich der Abgesandte seiner Eltern sei und gekommen wäre, ihn an seine Pflichten als Erbprinz eines Landes zu mahnen. Was ich zu sagen wußte, geschah. Anfangs erhielt ich nur Vorwürfe als Antwort, später schien er das Thörichte seiner Absichten einzusehen. Ich verließ ihn mit den besten Hoffnungen und glaubte, daß er sein Versprechen, in einigen Stunden nach B** abzureisen, halten würde. Statt dessen gewann die andere Parthei wieder die Oberhand und am nächsten Morgen erfuhr ich, daß der Erbprinz in Begleitung Frau von Warloff's und deren Tochter, sowie seines ihm treu ergebenen Dieners Johann, den Landsitz verlassen. Während mehrerer Tage konnte ich nicht entdecken, wohin sich die Liebenden gewendet. Als ich Deinen Brief mit der Nachricht der tödtlichen Erkrankung Deiner Gemahlin erhielt und das beigefügte Schreiben an

Deinen Sohn, worin der Wunsch der Mutter, ihr Kind vor ihrem Ende zu sehen, ausgesprochen war, begab ich mich zum Herzoge. Er nahm mich nicht an. Ich ließ ihm die Briefe durch seinen Adjudanten überreichen und eine Stunde später wurde ich zu ihm berufen. Nach kurzer, aber ernster Unterredung mit dem gutmüthigen, aber etwas leichtsinnigen Herzoge, wußte ich den Aufenthalt des Erbprinzen. Ich sandte sogleich eine Estaffette an ihn ab, und schickte mich dann an, dieser sofort zu folgen um für den Fall, daß Dein Brief nicht hinreichende Wirkung thäte, mit meinem Worte die Wünsche der Fürstin zu unterstützen. Als ich nach Waldhain, der neuen, noch einsamern und gänzlich von der Welt abgeschiedenen Zufluchtsstätte der Damen kam, hörte ich daß der Erbprinz einige Stunden zuvor das Jagdschloß verlassen. Das war der erste Triumph! — Ich ließ mich bei den Damen melden, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie empfingen mich wie ein paar beleidigte Fürstinnen; doch ich hatte Mittel in der Hand, ihren Stolz zu demüthigen. Die junge Dame, welche durch das Scheiden des Erbprinzen bereits tief betrübt und erregt war, bekam leider Krämpfe vor Aerger über meine ruhigen und kalten Worte, die ihr ihr thörichtes, leichtsinniges Beginnen im klarsten Lichte

zeigten. Die Mutter überschüttete mich mit Vorwürfen, so schonungslos mit ihrem Kinde verfahren zu sein. Ich ließ mich durch Nichts irre machen und verschleierte nicht meine offene Meinung über Beider Benehmen. Dann erbot ich mich zu ihrem Retter und Beschützer, wenn sie den Gedanken an den Prinzen aufgäben, und versprach dem Mädchen eine andere gute Parthie. Der Mutter schien es einleuchtend, daß ihre Tochter, trotz ihrer Verirrung, noch eine geachtete Frau werden — ihr Glück machen — und in der Welt glänzen könne. — Hoffentlich geht die Dame auf meine Vorschläge ein und dann ist Nichts mehr für Deinen Sohn zu befürchten. Meine Hauptbedingung ist, Annahme eines andern Namens und der verbirgt sie vor den Nachforschungen Deines Sohnes. Vorläufig genügt, daß er den schönen Augen der Tochter und schlauen Machinationen der Mutter entzogen ist, und später wird die eigene Vernunft ihm das Thörichte seiner Handlungsweise zu einleuchtend machen, als daß noch Etwas von der Seite zu befürchten wäre. Gieb Dich also den besten Hoffnungen für das Gelingen meines kühnen Planes hin und vergiß nicht die mir verheißene Belohnung auf die ich fest und sicher rechne, Lebe wohl!

Mit den Dir bekannten Gesinnungen der tiefsten Ergebenheit und treusten wärmsten Freundschaft

Dein

Curt

Graf von Lingen.

Um auf der Post des Städtchens kein Aufsehen durch ein an den Fürsten gerichtetes Schreiben zu machen, sandte Graf Lingen den Brief durch einen seiner Diener nach Bernbach und dann rüstete er sich zur Fahrt nach Waldhain.

In dem Zimmer des herzoglichen Jagdschlosses, in das Doktor Sebaldus in der Sylvesternacht einen Blick gethan, schritt Frau von Warloff in heftigster Gemüthsbewegung auf und ab. Sie warf von Zeit zu Zeit einen, langen, forschenden Blick auf ihre Tochter, die, in Thränen sich fast auflösend, auf den Polstern des Ruhebettes lag und immer von Neuem wieder einen Brief zur Hand nahm, dessen Schrift ihre Thränen halb verwischt hatten. Die tiefe Stille im Zimmer wurde nur durch den leisen, schmerzlichen Ton einzelner Klagelaute unterbrochen, welche das weinende Mädchen ausstieß. Sie vermischten sich mit den brausenden

Klängen des Sturmes, der durch den Wald zog und sich an den Mauern des einsamen Jagdschlosses brach. Der kurze Wintertag neigte sich in dem von hohen Bäumen dicht umschlossenen Hause noch früher zu Ende und die tiefen Schatten der Dämmerung senkten sich bereits in das weite, dunkle Gemach, in welchem die beiden Frauen weilten, als außerhalb des Waldes noch Licht und Sonnenschein die Erde umleuchteten.

Je dunkler es wurde, desto stiller wurde es in dem Zimmer. Das immer leiser werdende Schluchzen hörte endlich ganz auf. Die rastlos Umherwandelnde stand, als der Abend hereingebrochen, wie unbeweglich am Fenster und blickte auf die einzelnen Lichtstreifen des grauen, winterlichen Himmels, die durch die entlaubten Kronen der alten Eichen schimmerten. Ihre Stimmung wurde, je länger sie in das trübe Dunkel hinausschaute, trüber und dunkler. Ein Schlitten fuhr am Schlosse vor und beide Frauen erschraken sichtlich.

„O Mutter, Mutter!“ rief das Mädchen. „Da ist er!“

Als Frau von Warloff an das Ruhebett getreten, wo ihre Tochter lag, sah sie, daß diese das Antlitz in beiden Händen verborgen hielt.

„Olga!“ sprach sie leise, ernst und eindringlich. „Olga, höre mich an.“

Das Mädchen erhob den Kopf und die Mutter blickte nun in das bleiche, entstellte Gesicht ihres Kindes, das von der verlöschenden Glut im Kamine mit fahlem Lichte beleuchtet wurde.

„Olga, ich gehe und entscheide Dein Schicksal.“

Die Angeredete entgegnete keine Sylbe. Sie gab auch keinen Laut von sich, während die Mutter fortfuhr: „Was sich Dir jetzt bietet, bietet sich Dir vielleicht nie wieder oder nur durch Anstrengung. Wir haben Beide einmal gefehlt, sind einmal thöricht und unbesonnen gewesen. Laß uns jetzt das Vergangene durch doppelte Vorsicht und Klugheit wieder gut machen. Du wirst den Prinzen bald vergessen, denn Olga — wäre er nicht ein Prinz gewesen, Du würdest diesen Mann nie beachtet haben, der an Geist tief unter Dir steht. Wollte Gott, Du hättest Dich durch seinen Rang und Stand nicht blenden lassen und seinen Worten und Versprechungen nicht getraut! — Ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn ich weiß, geschehene Dinge sind nicht zu ändern; aber ich bitte Dich noch einmal, sei jetzt vernünftig, laß fortan nur Deinen Verstand, nie Dein Herz reden, da Du Dir dann sicherlich erringen wirst, wonach wir Beide

streben, nämlich — eine glänzende Stellung in der Welt. Das Glück liegt jetzt vor Dir. Ich ergreife es, da Du augenblicklich zu schwach bist, die Hand darnach auszustrecken, was Dir so zu sagen vom Himmel in den Schooß fällt."

Frau von Warloff wandte sich und ging der Thür entgegen.

„Mutter, Mutter, ein Wort!" rief das Mädchen flehend.

„Nun. —"

„Laß ihn den ersten Schritt zur Trennung thun! Ich gelobte ihm Treue."

„Er that bereits den zweiten, Olga und — gelobte Dir auch Treue."

„Warte bis — bis er — verlobt ist, Mutter."

„Und wenn es dann zu spät ist? — Der Graf wartet nicht."

„Denke an mein Talent, Mutter. Es bahnt mir vielleicht einen noch besseren, schöneren Lebensweg, als er mir eröffnet."

„Bedenke Du, daß ich mein letztes Geld Deinem Talente geopfert habe, Nichts mehr besitze und erinnere Dich, daß wir nur durch Geld so weit kamen, wie wir gekommen sind. Was nützt uns Dein Talent in dieser Einsamkeit und Abgeschiedenheit? — Es bringt uns zu Nichts, während wir

auf der andern Seite Alles ohne Mühe erreichen."

Eine Pause trat ein. Nach längerem Schweigen sagte das Mädchen mit klarer Stimme und entschiedener Sprache: „So gehe, denn Du hast Recht! Es bietet sich, wonach wir getrachtet: eine glänzende Stellung in der Welt und wir wollen sie ergreifen."

Einige Minuten später stand Frau von Warloff, Graf Lingen, der in Waldhain angelangt war, gegenüber. Sie war entschlossen, ihm nicht sofort zu sagen, daß sie bereit sei, auf seine ihrer Tochter gemachten Vorschläge einzugehen, sondern sich nur nach und nach seinen Wünschen und Anordnungen zu fügen, um nicht den Gedanken in ihm zu erregen, daß sie glücklich über seine Anerbietungen sei.

Er fragte nach ihrer Tochter, da seinem scharfen Auge nicht die tiefe Erregung ihres Innern entging und er vermuthete, daß deren Zustand sie besorgt und ängstlich mache. Aus ihrer ruhigen Antwort schloß er, daß das nicht der Grund ihrer sichtbaren Aufregung sei und mit leichtem Hohne fragte er daher, ob sie vielleicht die Nachricht der Verlobung des Erbprinzen empfangen habe. Frau von Warloff erbleichte und erwiderte, daß ihre Toch-

ter nur die schmerzliche Nachricht erhalten, daß die Fürstin von B** ihren Sohn mit Bitten bestürme, sich mit der in B** zum Besuche anwesenden Prinzessin Mathilde zu verloben. Dann sprach sie von der tiefen Liebe des Prinzen zu seiner Mutter. Lingen lächelte leicht, indem er sagte:

„Sr. Durchlaucht wird Ihrer Fräulein Tochter seine Freundschaft erhalten, seine Liebe war bereits Prinzeß Mathilde zugewandt und im Ernste hat er nie an eine heimliche Trauung gedacht.“

Frau von Warloff verletzte der kalte, ruhige Ton und das Lächeln des Grafen. Heftig rief sie: „In G**, Herr Graf, war es die Absicht des Prinzen, und wären Sie an jenem Tage nicht dazwischen gekommen, würde meine Tochter jetzt die Gemahlin des Erbprinzen sein.“

„Ich glaube schwerlich!“ versetzte Lingen mit schneidender Kälte.

„Doch, doch!“ sprach Frau von Warloff sich mehr ereifernd.

„So wissen Sie bestimmt, daß ich an jenem Tage nicht auf Wunsch und Willen Sr. Durchlaucht ihn auffinden mußte?“

„Das kann ich mir nicht denken,“ entgegnete sie überrascht.

„Warum nicht? Ich an Ihrer Stelle würde es

zum Mindesten auffällig gefunden haben, daß der Prinz, nachdem er sich so lange verborgen gehalten, am Morgen des Hochzeitstages bei Wind und Kälte im offenen Wagen durch die Straßen G**'s fuhr."

„Sein Benehmen würde dann unerhört falsch — ja schändlich gewesen sein!"

„So dürfen Sie, gnädigste Frau, nie die Handlungen eines Prinzen bezeichnen. Diese irren, — übereilen sich nur, — lassen sich nur durch's Gefühl hinreißen. Vorzüglich ist Prinz Ferdinand bei seinem lebhaften Temperamente solchen Gefühlsaufwallungen ausgesetzt; Uebereilungen, Irrungen bei ihm an der Tagesordnung. Außerdem gewinnt bei der ihm angeborenen Gutmüthigkeit seine Umgebung viel Einfluß auf seine Gesinnungs- und Handlungsweise und er ist nach Ansicht seiner hohen Eltern also vor schädlichen Einflüssen zu hüten."

„Herr Graf, Sie werden beleidigend."

„Ich sagte nur die Wahrheit."

Frau von Warloff stellte in dem Augenblicke Vergleiche zwischen dem sanften, nachgebenden und weichen Charakter des Prinzen und dem kalten, schroffen, wenig rücksichtsvollen Wesen des Grafen an. Sie seufzte tief und schmerzlich, indem sie leise sagte: „O wäre Prinz Ferdinand hier!"

„Daß er nicht wieder in ihre Nähe kommt, da-

für wird der Fürst sorgen. Sie werden gewiß Sr. Durchlaucht, wenigstens vorläufig, nicht wiedersehen."

„Schändlich! Abscheulich!" murmelte Frau von Warloff und ging in heftiger Aufregung im Zimmer auf und nieder. Nach einer längeren Pause sagte der Graf: „Ich war nicht Willens, Sie in der Weise, wie es geschehen ist, aufzuregen, sondern kam einzig und allein in der Absicht zu Ihnen, Ihre Tochter zu fragen, ob sie geneigt ist, auf meine ihr vorgestern gemachten Vorschläge einzugehen? — Wollen Sie das Fräulein um Entscheidung bitten?"

Frau von Warloff's verschlagenes Gesicht nahm einen freundlichen, verbindlichen Ausdruck an, als sie entgegnete: „Ihre gütigen Anerbietungen sind reiflich von uns erwogen worden und ich habe eingesehen, daß Sie Herr Graf, sowie Sr. Durchlaucht der Fürst von B**, eigentlich das wahre Beste meines Kindes im Auge haben. Ich würde nun gleich auf Ihre Wünsche eingehen und Waldhain sofort verlassen; doch meine Tochter, welche den Prinzen liebt, will natürlich nicht den ersten Schritt zur Trennung thun. Steht aber seine Verlobung definitiv fest, so — —

„So will sie sich entschließen, die Hand eines Andern zu nehmen?" rief Lingen mit höhnischem

Lachen, indem er schnell Frau von Warloff unterbrach. Mit Kälte und Schärfe setzte er hinzu: „Verzeihen Sie, daß ich an die Liebe des Fräuleins zu dem Prinzen sehr wenig glaube! — Sie ist zu schön, zu geistvoll, als daß Prinz Ferdinand ihr genügen könnte, und sie hat nur der Rang und Stand bethört. Der Fürst bietet ihr ein für bescheidene Verhältnisse und Ansprüche ausreichendes Jahrgehalt, wenn sie sich seinem Sohne entzieht, — ich verspreche ihr, sie als Nichte auf- und anzunehmen und glaube, daß als Frau eines geachteten Mannes ihre Stellung in der Welt eine gesichertere ist, als ihre jetzige, die sich nur auf unhaltbare Verheißungen gründet. Fragen Sie also Ihre Tochter, ob sie spätestens übermorgen früh Waldhain verlassen und sich unter meinen Schutz begeben will, oder ferner dem Worte eines Mannes vertrauen, der jetzt wahrscheinlich schon Herz und Hand einer Andern zugesagt hat."

„Eine Frage! — — Haben Sie denn freie Disposition über die Hand ihres Neffen? —"

„Die Frage ist überflüssig, denn ich sagte Ihnen, ich würde für eine gute andere Parthie sorgen und pflege mein Wort zu halten. — Mit Ihrer und Ihrer Fräulein Tochter Hilfe zweifle ich nicht im Mindesten am besten Erfolge. Thun Sie Beide,

was ich wünsche, wird das meinen Neffen gleich für Olga Warloff einnehmen und spätestens in vier Wochen hoffe ich Ihre Tochter als Braut meines Neffen zu begrüßen."

„Ich werde heute noch einmal mit meiner Tochter reden."

„Sprechen Sie aber als Mutter mit ihr, die vor Allem darauf sieht, daß kein Makel auf ihrem Kinde ruht und der die Ehre der Tochter als höchstes Gut gilt."

Röthe und Blässe wechselten im Antlitze Frau von Warloff's, dann sagte sie: „Beharren Sie auf Ihrem Wunsche, daß wir einen andern Namen annehmen?"

„Ja."

„Wird es keine unangenehme Folgen haben?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich nehme den Vorwand, daß Ihre Tochter zur Bühne gehen will und deshalb wünscht, unter anderem Namen es zu thun. Stets hege ich nämlich die Furcht, daß man in hiesiger Gegend Ihren Namen ausspionirt hat, denn man ist zu neugierig in diesem Neste."

Frau von Warloff erzählte dem Grafen, daß ein Förster Hohenthal den Doktor Adrian aus Auenstadt nach ihrer Tochter gefragt und es setzte sie in Erstaunen, daß Lingen durch diese Nachricht

auf das Unangenehmste berührt wurde. Sie fand es indessen natürlich, als sie erfuhr, daß dieser Förster Hohenthal der Neffe des Grafen und der ihrer Tochter bestimmte Gatte war; doch nach einigen Sekunden ernsten Nachdenkens sprach sie ruhig:

„Es ist unmöglich, daß Herr von Hohenthal meine Tochter gesehen hat. Sie verließ Waldhain nur einmal, und zwar an jenem Morgen, als der Prinz die Nachricht der Erkrankung seiner Mutter per Estafette erhalten hatte.“

„Sie verließ Waldhain in der Zeit?“ fragte Lingen überrascht.

Frau von Warloff's Gesicht zeigte einige Verlegenheit.

„Sagen Sie mir Alles offen!“ mahnte der Graf ernst.

„Nun, so will ich Ihnen denn gestehen, daß, nachdem der Prinz seinen Entschluß, abzureisen, ausgesprochen, meine Tochter gereizt, heftig und empfindlich wurde. Er hatte ihr sein Wort gegeben, Waldhain nur als ihr Gemahl zu verlassen und behauptete nun, die Zeit sei zu kurz, um sich vorher mit ihr trauen zu lassen. Meiner Tochter fiel ein, daß sich ihr ein Mittel bot, sein Wort halten zu können. Das Mädchen des kranken Kastellan's von Waldhain, das uns die Tage zuvor bedient, war kurze

Zeit vordem die Estafete angelangt, durch ihren kleinen Bruder nach der Hütte ihrer Eltern geholt worden. Es hieß, ihre Mutter sei dem Tode nahe und erhalte das heilige Abendmahl. Olga wußte also einen Geistlichen in der Nähe von Waldhain. Sie fragte den Prinzen, ob er zur Trauung bereit sei, wenn sie den Geistlichen dazu bewegen könne, die Trauung zu vollziehen. Er sagte „ja“ und sie fuhr mit mir nach der Hütte des Holzschlägers. Als wir dort ankamen, war der Prediger bereits fort. Meine Tochter war in Verzweiflung und sie sah ein, daß Nichts zu thun war, als sich mit Geduld in das Mißgeschick zu fügen. Wir begegneten unterwegs dem Boten, den der Prinz jeden Tag nach Bernbach sandte, um frische Blumen für Olga zu holen, die sie so liebte, und der an dem Morgen auch Zeichnenmaterial mitbrachte. Sie nahm dem Knaben Alles ab, und fuhr zu einer Stelle im Walde zurück, wo eine Grenzsäule steht, an der der Prinz vorüber mußte. Vergebens suchte ich sie von der romantischen Idee abzuhalten, mit Kohle einen Gruß an diese Grenzsäule zu schreiben und die Blumen dahin zu legen. Sie bestand auf ihrem Willen und dies Liebeszeichen, von dem sie hoffte, daß es Prinz Ferdinand zu ihr zurückführen solle, muß Herr von Hohenthal entdeckt haben. Verän-

dern wir unsern Namen, so ist die Sache ohne jegliche Bedeutung und kann keine Entdeckung herbeiführen."

Lingens Unruhe, daß Hohenthal Olga Warloffs Namen gelesen, ließ sich nicht so leicht beseitigen. Er wurde auffallend verstimmt und sie merkte deutlich, daß sie klüger gehandelt haben würde, die ganze Sache zu verschweigen. Aus dem Grunde hütete sie sich daher, gegen den Grafen des Mißverständnisses in der Sylvesternacht zu erwähnen, wo sie anstatt des ihr vom Kastellan empfohlenen verschwiegenen Doktor Adrian einen Fremden zu ihrer leidenden Tochter geführt hatte, welcher noch außerdem von einer weiblichen Person begleitet gewesen war. Frau von Warloff hatte in dieser Begleiterin die Tochter des Holzschlägers vermuthet, der sie, als ihre Tochter Abends Brustkrämpfe bekommen, die Weisung zugeschickt, den Auenstadter Arzt nach Waldhain zu beordern, wenn er, wie er am Morgen versprochen, noch einmal an dem Tage zu ihrer Mutter kommen würde. Sie hatte sie zugleich bitten lassen, den Doktor zu begleiten wenn es ihr möglich sei, ihre Mutter zu verlassen.

Frau von Warloff, der des Grafen Verstimmung über die ihm mitgetheilte Nachricht nicht entging, machte verschiedene Versuche, ihn auf andere

Gedanken zu bringen. Sie schlugen zu ihrem Bedauern alle fehl und seine von finstern Wolken umdüsterte Stirn hellte sich erst etwas auf, als sie davon sprach, Waldhain, wenn er es wünsche, schon am nächsten Morgen mit ihrer Tochter verlassen zu wollen. Erfreut rief er: „Wenn Sie Das thäten, würde wenigstens Niemand Anderes mehr hier Etwas von Ihrer Tochter erfahren und nicht neue Unannehmlichkeiten sich ereignen, die eine Entdeckung herbeizuführen im Stande wären. Reden Sie also möglichst ernst mit ihrer Tochter und theilen Sie mir bald das Resultat Ihrer Unterredung mit."

Frau von Warloff versprach, ihre ganze Ueberredungskraft aufzubieten und Graf Lingen verabschiedete sich, nachdem Beide noch einige weitere Verabredungen getroffen, mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen in Scharfenstein!"

Lingen's Besorgniß wurde am folgenden Morgen durch Hohenthal's gänzliche Unbefangenheit und Offenheit gehoben, denn als er ihn nach Fräulein Warloff fragte, gestand er, nur diesen Namen zu wissen, die Dame selbst weder gesehen, noch Etwas von ihr gehört zu haben.

Alexander staunte aber sehr, als sein Onkel ihm entgegnete, daß er der jungen Dame nicht so unbekannt sei, wie sie ihm, und voller Verwunderung fragte er: „Wie ist das möglich?"

Lingen lächelte, indem er nachlässig sprach: „Nachdem was sie mir von Dir erzählt, vermuthe ich, daß sie in H** gelebt und dort von Deinem Talente gehört — ja Dich sogar gesehen hat." Neckend setzte er hinzu: „Wer weiß, ob sie sich nicht aus dem Grunde in diese Einsamkeit zurückgezogen, um Dir nahe zu sein."

Hohenthal stand im Begriffe, seinem Onkel den andern Theil des in der Waldlichtung verlebten Abentheuers mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er Denjenigen in der Entfernung gesehen hätte, an welchen wahrscheinlich der Gruß Olga Warloff's gerichtet gewesen, als dem Grafen ein Brief überbracht wurde, in Folge dessen er das Zimmer verließ.

Der Brief war von Frau von Warloff. Er enthielt nur die Worte:

„Wir sind zur Reise bereit und erwarten heute Nachmittag in Bernbach die Extrapost zu finden, welche Sie uns gütigst angeboten. Ich werde genau Ihre Rathschläge befolgen."

Ida von Warloff, geb. v. Winter.

Der Freudenstrahl, der bei dieser Nachricht aus dem Auge Graf Lingen's geleuchtet, war dem Ausdruck ernsten Sinnens und anscheinendem Verdrusses gewichen, als er wieder in das Zimmer trat, in welchem Alexander zurückgeblieben. Mit allen Anzeichen großer Verstimmung und einzelne Worte des Aergers ausstoßend, ging er in der Stube hin und her und that, als höre er nicht auf die theilnehmende Frage seines Neffen, die dieser an ihn richtete. Endlich blieb er vor Alexander stehen und sagte: „Mein Reiseplan ist soeben durchkreuzt worden! Dergleichen verdrießt mich stets, denn ich liebe nicht den Widerstand und herzlich will ich nur wünschen, daß Du Dich weniger ärgerst, als ich.“

Alexander blickte seinen Onkel fragend an und Lingen fuhr erregt fort: „Das hat man davon, wenn man sich in Weiberangelegenheiten mischt. Die Frauen finden nie ein Ende in ihren Anforderungen, wenn man sie einmal befriedigt und giebt man ihnen das Gelenk des kleinen Fingers, ergreifen sie die ganze Hand, wollen wo möglich den Arm.“

Er schwieg, ging abermals umher und während Hohenthal sagte: „Ich verstehe nicht!“ rief er: „O über diese eitlen, verblendeten Mütter, die jetzt aus ihren Töchtern Künstlerinnen bilden, anstatt sie zu einfachen Hausfrauen zu erziehen.“

Alexander würde vielleicht, wenn sein Onkel nicht das Wort „Künstlerinnen" gesagt, sehr bald an etwas Anderes gedacht und die weiteren Ausrufungen und Erklärungen überhört haben; doch das Wort wirkte magnetisch und fesselte sein Interesse. Aufmerksam lauschte er der ferneren Rede Lingens, und gespannt blickte er ihn an, als dieser fortfuhr: „Vor ungefähr einem Jahre entriß ich fast mit Gewalt die Tochter eines verstorbenen Freundes ihrer extravaganten Mutter, die das Mädchen, welches ein bedeutendes dramatisches Talent besitzt, für die Bühne bestimmt und überredet hatte, Schauspielerin zu werden. Das arme Ding bebte vor der Oeffentlichkeit zurück und wie gesagt, ich schützte sie vor dem ihr entsetzlich erscheinenden Schicksal. Jetzt ist die auf das Talent ihrer Tochter eitle und stolze Frau wieder auf den Gedanken gekommen, ihr Kind auf die Bühne zu bringen und sich in den Strahlen ihres Glückes zu sonnen, das sie dort für das Mädchen blühen sieht. Von Berlin erhielt ich vor Kurzem Briefe von Beiden. Die Mutter bat mich, dahin zu kommen, um den ersten Triumph ihrer Tochter anzusehen, das Mädchen beschwor mich, zu ihrer Hilfe herbeizueilen. Ich versprach Beiden, binnen drei Wochen da zu sein. Nun erhalte ich heute von dem Mädchen einen Brief mit der Nach-

richt, daß sie heimlich von Berlin abgereist sei und zu mir nach Scharfenstein kommen wolle, um sich unter meinen Schutz zu begeben. Wahrscheinlich ist ihre Mutter ihr gefolgt, da sie gleich vermuthen wird, wohin sich ihre Tochter gewendet, und sicherlich sitzen Beide jetzt schon in Scharfenstein oder kommen bald da an und bringen mein ganzes Haus in Alarm! — Ich muß also nothwendig da hin, wenn auch nur auf wenige Tage, um Ordnung zu machen und mich dieser Schauspielergeschichten zu entledigen, von denen ich Nichts mehr hören mag. Willst Du mich nun begleiten, oder allein nach Berlin vorausreisen?"

Alexander erklärte sich bereit, seinen Onkel zu begleiten und in der Frühe des nächsten Morgens verließen sie Auenstadt. Der Gedanke an Ludmilla Wangenheim beschäftigte ihn, als er die Gegend verließ, in der sie weilte weniger, als der, ob die junge, talentvolle Schauspielerin geborgen in Scharfenstein sei oder nicht und wie sich ihr Schicksal, an dem er das lebhafteste Interesse nahm, gestalten würde.

Zur größten Freude seines Onkels fragte er viel nach dem jungen Mädchen und redete dem Grafen auf alle Weise zu, sie vor dem Berufe zu schützen, den ihre Mutter für sie erwählt hatte.

Lingen zuckte bei den Worten seines Neffen oft bedauernd die Achseln und sagte ruhig: „Es wird nicht viel zu thun sein, denn die Mutter will aus dem Talente der Tochter Geld ziehen, an dem es ihr mangelt und ich fürchte, das arme Kind muß ihre Gabe auf die Weise verwerthen, welche ihr die entsetzlichste ist.“

Alexander bangte, je näher er Scharfenstein kam, vor der Entscheidung. Ein unerklärliches Gefühl von Angst und Schreck bemächtigte sich seiner als sie am nächsten Abend vor dem Schlosse anhielten, und seinem Onkel auf die Frage: „ob Gäste angekommen,“ erwiedert wurde: „Gestern Abend langte eine junge Dame an, welche nach dem Herrn Grafen fragte und diesen Morgen kam per Extrapost eine ältere Frau, die sich lebhaft erkundigte: ob Fräulein Ida Winter in Scharfenstein sei.“

„Sie sind's!“ flüsterte Lingen seinem Neffen zu und als er Arm in Arm mit ihm die Freitreppe des Schlosses erstieg, sagte er lachend: „Schade Alexander, daß Du Bildhauer und nicht Dichter bist, denn mir scheint, es wird sich hier Stoff zu einem Romane bieten.“

Druck von G. Pätz in Naumburg.

